

INHALTSVERZEICHNIS

Namslauer helfen Namslauern	3
Nachlese zum Deutschlandtreffen der Schlesier	
- ein Bericht	4 - 5
- in die Anwesenheitsliste haben sich eingetragen	6
Ein Nachtrag .. „Versöhnung und Erneuerung“	7 - 8
Neues aus der Heimat	8
- <i>Polen führt neues Mautsystem ein</i> -	
November, Monat der Totengedenktage	9 - 17
- <i>Sitte und Brauchtum in der Heimat bei Tod und Begräbnis-</i>	
Reise in die Vergangenheit	17 - 22
- <i>auf der Suche nach evangelischen Kirchen-</i>	
Der Teufelstein von Deutsch-Würbitz	23 - 25
- <i>Erklärungsversuche</i> -	
Die Gedanken sind frei	26
Bilder	27 - 30
Aus der Geschichte der Buchelsdorfer Eisenbahn	31 - 34

Schmograu	35 - 36
- die Kirche in Schmograu	36 - 38
- aus der Schul- und Dorfchronik	39 - 48
Erinnerungen von Elfr. Thomas aus Schwirz	49 - 52
Aus dem Leben der Christiane Thomas	53 - 55
*** Treffen ***	55
Treffen Nord in Hamburg am 28.09.11	
Heimatgruppe Oels-Groß Wartenberg -	
Namslau am 17.September, 08.Oktober	55
Als neues Mitglieder begrüßen wir	55
Aus Briefen an die Redaktion	56 - 57
Familiennachrichten	58 -

Totengedenken“ am 01. November 2011

am Namslauer Gedenkstein in Euskirchen

Wie in den vergangenen Jahren wollen wir auch in diesem Jahr unserer verstorbenen Landsleute gedenken.

Wir laden dazu zu am

Dienstag, dem 1. November 2011, 14.00 Uhr,

am Namslauer Gedenkstein neben dem Kreishaus in Euskirchen, Jülicher Ring 32, zu einem stillen Gedenken mit Kranzniederlegung ein.

Im Anschluss daran werden wir uns voraussichtlich im Cafe Kramer, Bahnhofstr. 17, Euskirchen, noch ein wenig gemütlich zusammensetzen.

Voranmeldung zur Teilnahme ist nicht erforderlich



Liebe Landsleute,
wenn ich Sie auch in diesem Jahr wieder um eine Spende für unsere Weihnachtsaktion „Namslauer helfen Namslauern“ bitte, so bin ich mir durchaus bewusst, dass dies in einer wirtschaftlich unruhigen Zeit geschieht.

Die gleichen Sorgen haben aber auch unsere Landsleute in der Heimat. Ihre wirtschaftliche Situation ist außerdem um einiges schlechter als bei uns.

Am härtesten trifft es wieder einmal die Rentner sowie die Familien mit Kindern. So ist für 2011 eine drastische Kürzung der Renten geplant. Zusätzlich kann wegen der Teuerungsrate (Inflation) immer weniger eingekauft werden. Stiegen bei uns in den letzten Monaten die Preise um ca 2,7 % sind bei unseren Landsleuten die Preise im Mai 2011 um 5% gestiegen. Damit ist die Inflation auf den höchsten Stand seit 10 Jahren geklettert. Bei der hohen Arbeitslosigkeit von 9,69 %(Dez.2010) bangen viele um ihren Arbeitsplatz.- Das Einkommensniveau ist im Vergleich zu Deutschland etwa um das Vierfache geringer.

So darf ich Sie - wenn es Ihnen irgendwie möglich ist - um einen Beitrag für unsere Aktion 2011 „Namslauer helfen Namslauern!“ bitten, damit wir unseren Landsleuten und den Kindern zu Weihnachten wieder eine kleine Freude bereiten können.

Mit herzlichem Dank im voraus Ihr

A handwritten signature in black ink, appearing to read "A. Altmayer".

Benutzen Sie bitte dazu den beiliegenden Überweisungsvordruck oder überweisen Sie auf das Konto 2613545 bei der Kreissparkasse Euskirchen (BLZ 382 50110) und vermerken Sie „Namslauhilfe 2011“

Die Namslauer Heimatfreunde waren auch in diesem Jahr wieder beim Deutschlandtreffen der Schlesier (25./26.Juni 2011) mit einem Stand vertreten

Am 24.Juni reiste ich im Zug Köln – Hannover mit einem Koffer voller gut verstauter Unterlagen der Namslauer Heimatfreunde zum Schlesiertreffen.

Bei meiner Ankunft traf ich Herrn Blomeyer, Frau Suntheim und Herrn Fidyka an. Sie hatten damit begonnen, zwei Tafelseiten mit großen Fotografien von Nams-lau, Carlsruhe, Hennersdorf, Noldau und Grambschütz zu bestücken. Aktuelle farbige Aufnahmen! - Luftaufnahmen! Außergewöhnlich !

Die dritte Tafelseite wurde Herrn Horst Weiss gewidmet, dem Namslauer Künstler. Er lebt in der Nähe von Köln. Seine Zeichnungen und Aquarelle von Landschaften und Gebäuden des Heimatkreises, aus vergangenen Zeiten, leben von ihrer Farbkraft und berühren den Betrachter.

Das Thema „Brau-Urbar“ sollte die vierte Seite füllen, und einen weiteren Schatz unseres Archivs vorstellen. - Was ist ein URBAR ? Laut Knaurs Lexikon: „ Urbar(ium) das,

Güterbestands- und Abgabeverzeichnisse für die Verwaltung mittelalterl. Grundherrschaften. Wichtige Quelle der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte“. - Vor etlicher Zeit gelangte das Original aus dem Jahr 1709 in unser Archiv. 2009 war es 300 Jahr alt und nur wenigen Mitgliedern bekannt. Die kunstvolle Schrift , die lateinische Sprache und das Alter dieses Schatzes machten eine Übersetzung nicht leicht. Ein kundiger Freund half. So

erfahren wir den Wert dieses Buches.- Kopien des Textes in zwei Fassungen und Fotografien füllten die vierte Wand der Ausstellungstafeln.

Ein weiterer Blickfang für interessierte Besucher !

Großes Vergnügen hatten die Besucher unseres Standes, wenn der Werbefilm der Namslauer Haselbach-Brauerei (aus dem Jahr 1927!) zur Vorführung kam.- Beginnend mit der Hopfenernte wird das Brauhandwerk gezeigt. Selbst das Eisschneiden auf der gefrorenen Weide fehlt nicht !- Eine gezeichnete Werbung für Malzprodukte beendet diesen Filmschatz.-

Die Besucher blieben gern noch ein Weilchen sitzen. Und Gesprächsstoff gab es reichlich. Häufig wurden wir um Auskunft gebeten, wenn Nachkommen unserer Landsleute Näheres über die Heimat ihrer Vorfahren in Erfahrung bringen wollten

Christel Ulke



Namslauer Urkunde,
Brauerbar Kaiser Joseph I. vom 6. August 1709



Großes Kaiserwage der Namslauer Kaiserurkunde,
Brauerbar Kaiser Joseph I. vom 6. August 1709

In die Anwesenheitsliste haben sich eingetragen:

früherer Wohnort	Name	Vorname	Mädchenname
Altstadt	Hampel	Hildegard	Kroworz
Bankwitz	Gebbert	Rosemarie	Hantke
Buchelsdorf	Janek	Alfons und Monika	
Dammer	Krieger	Ruth	Barwanitz
Dammer	Mertens	Agnes	Herrmann
Dammer	Sobek	Hedwig	
Dammer/Hammer	Fussy	Rudolf	
Damnig	Hoffmann	Edeltraud	Kudell
Eisdorf	Blomeyer	Arwed	
Eisdorf	Blomeyer	Berthold	
Erbenfeld	Adamski	Johannes	
Groß Marchwitz	Neumann	Herbert	
Hessenstein	Wloch	Hedwig	
Kaulwitz	Gifhorn	Eva	
Namslau	Klemt	Waltraud	
Namslau	Krawatzek	Werner und Angelika	
Namslau	Lissok	Josef	
Namslau	Schneider	Ruth	Baudis
Namslau	Singenstreu	Edith	
Namslau	Stojan	Gerhard	
Namslau	Suntheim	Hannelore	Frei
Namslau	Ulke	Christel	Thienel
Ordenstal	Wode	Elfriede	Rosenblatt
Reichthal	Fidyka	Heinrich	
Schwirz	Biallas	Anni	
Schwirz	Thomas	Helmut	
Schwirz	Thomas	Walter	
Seidlitzruh	Bierlich	Barbara	Junker
Seydlitzruh	Bischof	Erika	Hilbig
Seydlitzruh	Hain	Manfred	
Seydlitzruh	Hilbig	Erna	
Seydlitzruh	Lasen	Traudel	Ziegert
Simmelwitz	Hanusa	Erna	
Sophienthal	Kosalla	Viktor	
Städtel	Skupin	Edmund und Sonja	
Städtel	Skupin	Eduard	
Strehlitz	Hagedorn	Walter	

Umzug des Medienarchivs

Das Medienarchiv unseres Patenkreises ist von Kall in das Kreishaus Euskirchen umgezogen. Dort lagern jetzt Fotos, Dias und andere Medien der Namslauer Heimatfreunde.

Ein Nachtrag ...



Die Gedanken sind frei

Versöhnung und Erneuerung

Die Annaberger Wallfahrt der Minderheiten ist vorbei. Die davor abgehaltene Konferenz, die sich mit der Frage des Zustandes und der Perspektiven der deutschen Minderheit in Polen befasste, verlief ebenso erfolgreich. Die hochrangigen Besucher, denen die Deutschen in Annaberg begegneten, haben uns gestärkt. Noch nie vorher konnte unsere Gemeinschaft in drei Tagen den Botschafter, den Generalkonsul und den Konsul der Bundesrepublik, einen Minister aus Warschau, den Opperlener Bischof als Gäste begrüßen. Noch nie vorher wurden die deutschen Pilger mit einem persönlichen Grußwort von der Bundeskanzlerin beschenkt. Noch nie vorher sind zur Wallfahrt nach Annaberg unsere Landsleute aus Ermland, Masuren, ganz Pommern, Niederschlesien gekommen. Es war ein Fest der Deutschen Gemeinschaft Polens. Sie sind bei uns Schlesier zu Besuch gewesen und gestärkt nach Hause gefahren. Viele aus den kleinsten deutschen Gruppen, aus Gdingen und Stettin, Stolp und Thorn waren bei uns und von der Wallfahrt auf dem Annaberg und der deutschsprachigen Seelsorge begeistert. Die Feierlichkeiten sind nun zu Ende, die Geistlichkeit hat uns mit den Worten: „Gehet hin in Frieden“ verabschiedet und nach Hause geschickt. Wir ließen die Gebete, Fürbitten, Gaben, viele Gedanken und Berührungen des Herzens auf dem heiligen Berg Oberschlesiens. Was nahmen wir mit nach Hause? Ich nahm als meinen Gedanken und als Aufgabe die Feststellung eines Geistlichen mit, der sagte, dass wir mit der Kirche an der gleichen Front kämpfen: Den Kampf um Wahrheit und Treue, um Liebe und Menschen, um

Sprache und Kinder, um Familien und Gemeinschaft. Um Versöhnung und Erneuerung haben wir gebetet. Unsere Leistung für die versöhnende Nachbarschaft soll bleiben. Für uns selber ist die Erneuerung gefragt. Die Schlesier sind Menschen der Treue zu Gott und zu ihrer Heimat. Wenn wir Gott und die Heimat vergessen, dann verlieren wir unser Menschsein. Noch nie zuvor war so klar, dass, wenn wir die Wurzeln bewahren wollen, dann dürfen wir nicht stehen bleiben, sondern wir müssen mutig die Gemeinschaft, die Sprache, das kulturelle Bündnis mit dem Deutschtum erneuern. Sankt Anna bitt für uns!

Bernard Gaida

Bernard Gaida ist der Vorsitzende der Sozial-Kulturellen Gesellschaften (d.h. der Zusammenschluss der deutschen Verbände - *die Redaktion*) in Polen

Quelle:Schlesisches Wochenblatt 24/2011

Neues aus der Heimat

Polen führt neues Mautsystem ein

Seit dem 1.Juli 2011 hat Polen für seine Autobahnen, Schnellstraßen und ausgewählten Landstraßen ein elektronisches Mautsystem eingeführt. Zur Kasse werden zunächst alle Fahrzeuge mit einem Gesamtgewicht von mehr als 3,5 Tonnen gebeten. Diese Neuregelung gilt auch für PKW mit Anhänger sowie Wohnmobile mit einem Gesamtgewicht von mehr als 3,5 Tonnen. Außerdem gilt es für alle Reisebusse und Busse mit mehr als neun Sitzplätzen unabhängig vom Gewicht.

Für PKW und Motorräder sowie andere Fahrzeuge unter 3,5 Tonnen gibt es eine Mautpflicht bisher nur auf einigen Autobahnabschnitten. Mit einer allgemeinen Mautpflicht ist jedoch zu rechnen.

November , Monat der Totengedenktage.

Sitte und Brauchtum in der Heimat bei Tod und Begräbnis.

Das letzte Laub wird von den Spätherbststürmen von den Bäumen gefegt; ein bunter Laubteppich bedeckt Obstgärten und Waldboden. Nur die Stein-eichen sträuben sich widerwillig gegen die Entlaubung und erinnern wehmutsvoll an eine dahingegangene schattenspendende Blätterpracht. Hier und da leuchtet noch ein verspätet reifer Apfel aus den kahlen Kronen der Obstbäume auf, und die Krähen holen sich krächzend die in unerreichbarer Höhe zurückgebliebenen Nüsse der Walnußbäume.

Vereinzelt trauen sich in getumpeltem Pelz Eichhörnchen in die Gärten und gehen scheu und schnellfüßig - oft sichernd am Baumstamm verhaltend-ihrer Sammelarbeit für den Wintervorrat nach. Abgeerntet und verlassen liegen die Felder da; nur hin und wieder zusammengehäuftes Kartoffelkraut und letzte Strünke von Weiß- oder Blaukraut deuten ehemalige Gemüsefelder an. In der Nähe des Dorfes sind Bauern mit dem Eindecken der Kartoffel- und Rübenmieten beschäftigt. Vereinzelt pflügt ein Landmann noch bei offenem Acker oder bringt Stalldünger auf sein Feld.

Das Leben auf den Fluren erlischt; nur die grünende Wintersaat zeigt an, daß die Vegetation nicht erstorben ist. Der wärmenden und hellen Spätherbstsonne ist naßkalte und trübe Witterung gefolgt. Dichter Frühnebel, oft den ganzen Tag anhaltend, und bedeckter Himmel lassen kein rechtes Tageslicht aufkommen. Merklich werden die Tage kürzer, und schon am Nachmittag leuchten die ersten Lampen auf. Wenn es im September früh am Morgen schon „recht frisch“ war, und der Reif Dächer,

Zäune, Wiesen und Saaten „bezuckerte“, so stellte sich Anfang November der erste empfindliche Frost ein, und Graupel- und Schneeschauer kündigten den wirklichen Winter an.

Er vollendete das letzte Sterben in der Natur. Muß dieses Vergehen den Menschen nicht nachdenklich machen, ihn nachsinnen lassen über sein eigenes Schicksal, sein Lebensende? November-Stimmung, November-Besinnung! Ist schon der einzelne Mensch in dieser Zeit besonders empfänglich für solch' ernste Gedanken, so ist es zu verstehen, daß die christlichen Kirchen diesen Monat zu ihren besonderen Totengedenktagen erwählten, den katholischen Allerseelentag und den Totensonntag - heute Ewigkeitssonntag - auf evangelischer Seite.

In meiner Kinderzeit, also vor etwa 60 Jahren, kamen Ende Oktober Kleinbauern aus den Walddörfern mit ihren Pferdefuhrwerken in unser Dorf und boten von Haus zu Haus Tannenreisig und Fichtengrün zum Verkauf an. Es war das erste Zeichen, daß der Winter und die Totengedenktage vor der Tür standen. Es war Zeit, die Grabhügel damit gegen den oft recht eisigen Winter einzudecken und die Efeubepflanzung vor „Auswinterung“ zu schützen. Das war auch der erste Schmuck der Grabhügel für die bevorstehenden Totengedenktage.

Für diese Tage selbst wurden die Kränze und Kreuze aus Grün noch selbst geflochten als Grabschmuck. Da wetteiferten die Bauersfrau, die Mägde, die Töchter und Küchenmädchen in der Flechtarbeit und im Binden. In Häusern und Kartoffelkellern roch es nach Tannengrün wie zur Weihnachtszeit, und die Hände der Kranzbinde-rinnen zeigten die Spuren dieser harzigen Arbeit. Rote Ebereschen und selbstgemachte Kunstblumen wurden eingeflochten. Sie wurden aus einem pergamentähnlichem oder farbigem Krepp-Papier hergestellt - meistens Rosen - und in eine heiße Stearinlösung getaucht, damit sie

nach Erkalten steif und haltbarer wurden. Mit diesen Wachsblumen oder auch mit Tannenzapfen wurden die Kränze besteckt. Es war eine gern getane, doch mühsame Arbeit. Man tat es aus Sparsamkeit, jedoch auch aus enger Verbundenheit und aus dankbarer Liebe zu den Dahingegangenen. Am Totensonntag war dann die große Wallfahrt zu den kranzgeschmückten Ruhestätten der Toten. Auf den Gräbern unserer katholischen Mitchristen leuchteten gegen Abend die Totenlämpchen auf. Von den Fenstern der Gartenseite meines Namslauer Hauses aus hatte ich den Ausblick nach dem kath. Friedhofsteil und die Vielzahl der Leuchten beeindruckten uns Eltern und unsere kleinen Kinder immer sehr. Und zu später Abendstunde konnte man immer noch in der Dunkelheit die schattenhaften Umrisse einzelner Friedhofsbesucher erblicken. In vor-gerückter Stunde verlöschten auch die letzten Lichter, und Dunkel breitete sich aus über dem Totenfeld; ein Abbild menschlichen Gemeinschaftlebens !

Wenn das Leben eines Menschen erlischt, tritt auch Dunkelheit in den Kreis derer, in den er hineingestellt war. Es bleibt den Hinterbliebenen nur die Aufgabe, ihm „die Stätte zu bereiten“, die das, was sterblich am Menschen ist, aufnehmen soll.

Von der Wiege bis zum Grabe begleiten den Menschen seit eh und je Sitten und Gebräuche; die oft einen tiefen Sinn haben, aber auch in den Aberglauben, ja in die germanische Vorzeit hineinreichen. Und dieses Brauchtum hat sich am ausgeprägtesten und längsten erhalten in unseren heimatlichen Dörfern, und da wieder in denen am deutlichsten, die weit ab von der Stadt lagen,

So erinnere ich mich an ein größeres Kirchdorf daran, daß dort kein Mensch dazu zu bewegen gewesen wäre, den „Kirchsteig“ durch den um die Kirche liegenden Friedhof um die Mitternachtszeit als Abkürzungsweg zu benützen. So tief wurzelte der Aberglaube an die

Geisterstunde im Volk. Mag sein, daß das Geschrei der Eulen im Kirchturm mit dazu beitrug, eine ängstliche Fantasie anzuregen, Galt doch das „Käuzchen“ mit seinem „Komm-mit“-Geschrei im Volksmund als der Totenvogel. Und alte Leute wußten es genau, daß auf dem Hause oder auch Scheune oder Stall der „Totenvogel“ lange vorher geschrienen hätte, in dem dann der Tod Einkehr hielt. Manches unschuldiges Käuzchen mußte damals sein Leben lassen und wurde von unvernünftigen Menschen an das Scheunentor genagelt, weil es der Aberglaube zum Totenvogel gestempelt hatte!

Die heutige Zeit hat selbst das Sterben und die Beerdigung der menschlichen Wärme und der Ehrfurcht vor dem Tode weithin entkleidet, und bei aller bezahlten Feierlichkeit dem Ganzen einen geschäftsmäßigen Anstrich verliehen. Zahle, und das Beerdigungsinstitut erledigt alles! In Städten und Großstädten hat das sicher und unbestreitbar seine Vor-teile und guten Seiten. Wie war es bei Eintritt eines Todesfalles auf den Dörfern unserer Heimat?

Starb ein Dorfbewohner, ob arm oder wohlhabend, nahm das ganze Dorf An-teil. Da es in vielen Dörfern keine Friedhofshalle gab, mußte der Tote bis zur Beerdigung im Sterbehause aufgebahrt werden. Als Aufbahrungszimmer diente gewöhnlich das größte, das sogen. gute Zimmer, Soweit möglich wurden die Möbel ausgeräumt, damit Platz für die Aussegnungsfeierlichkeit gewonnen wurde. Etwa vorhandene festgemachte Spiegel oder die früher üblichen spiegelnden Glasschränke (Glas-servanten) wurden mit weißen Tüchern verhängt. Die Uhr im Sterbe- und Aufbahrungszimmer wurde zur Sterbestunde angehalten; wohl darum, daß durch das Ticken der Uhr die Ruhe des Toten nicht gestört würde, vielleicht auch, um zu zeigen daß die Uhr des Lebens abgelaufen sei, Wir sagen ja heute noch; Seine Uhr ist abgelaufen!

Es sei hier auch an das Bild des Malers Rethel erinnert „Der Tod als Freund“, wo der Tod mit der Sanduhr dargestellt ist. Gleich nach Eintritt des Todes wurde die „Leichenwäscherin“ -gewöhnlich eine arme, alte Frau des Dorfes - bestellt, die den Toten wusch und mit einem weißen Hemd bekleidete, oft auch weiße Handschuhe anzog. War er verheiratet, wurde ihm der Trauring abgezogen und der übergeben, die ihn dann mit ihrem Ehe-ring als Doppelring zum Zeichen ihrer Witwenschaft trug, Das war auch im umgekehrten Fall ebenso. Starb eine Braut, wurde sie im Brautkleid mit Myrtenkranz in den Sarg gelegt. In die Hände des Toten legte man das Gebet-buch oder den Rosenkranz. In dem östlichen Kreisteil nach Oberschlesien hin bestand noch die Sitte, dem To-ten in die gefalteten Hände ein größeres Geldstück zu legen. War dieser Brauch ein in christlicher Zeit über-nommene germanische Sitte der Totenbeigaben, die bei den germanischen Vorfahren als Wegzehrung ins Toten-reich gedacht war?

Der Sarg wurde beim Dorftischler bestellt, der ihn zu unserer Kinderzeit noch selbst anfertigte. Unsere Bau-ern waren mißtrauisch und achteten sehr darauf, daß er aus massivem Holz war, damit er dem Erddruck des Gra-bes standhielt; Fichte und Eiche - je nach Geldbeutel - war das Holz, daß dazu verwendet wurde. Als Sargfarbe wählte man in der Regel kastanienbraun, Kindersärge und für Jugendliche waren weiß. Bei Mädchen wurde der Sargdeckel und auch die weiße Totendecke mit einer grün-en, der Jahreszeit entsprechend aus Blumen besteck-ten Girlande verziert. Die Angehörigen des Toten legten auch für den Alltag schwarze Trauerkleidung an, das weibliche Gesinde zumindest eine schwarze Trägerschür-ze.

War die Aufbahrung des Toten, die durch den Tisch-ler mit seinen Gehilfen vorgenommen wurde, beendet,

schloß man die Fensterläden bei offenen oberen Fensterflügeln, Im Sommer stellte man stark duftende Blumen, insbesondere weiße Lilien ins Aufbahrungszimmer, das fest verschlossen gehalten wurde. Nur nach dem Abendbrot vor dem Schlafengehen statteten die Familienangehörigen mit dem Gesinde mit getragenen brennenden Kerzen und einem stillen Gebet dem Toten einen stillen Besuch ab. Im Trauerhaus herrschte ein gedämpfter Umgangston, und es wurde alles vermieden, was die Ruhe des Toten stören könnte. Selbst die Hofhunde wurden in Stall oder Keller eingesperrt, denn dem „Heulen“ eines Hundes wurden in diesen Tagen mancherlei Deutungen beigemessen. Mancherorts wurde dem Vieh der Tod des Bauern angesagt. Es bestand der Aberglaube, daß die Haustiere unruhig würden und tagelang brüllten, wenn man diese Ansage unterließ,

Im übrigen war man im Trauerhaus in den drei stillen Tagen sehr geschäftig; galt es doch die schwarze Trauerkleidung zu beschaffen, reichlich Kuchen - meistens Streuselkuchen - zu backen und für Braten und sonstiges Essen Vorsorge zu treffen, denn nach der Beerdigung war es Sitte, Verwandte, Nachbarn und Bekannte zum wärmenden Kaffee, mitunter auch zum Abendbrot zu bitten. In diesen Tagen erwies sich die Hilfsbereitschaft der dörflichen Nachbarschaft und der Dorfgemeinschaft in ihrer schönsten Weise,

Ergänzend zur Trauerkleidung sei noch angeführt, daß die Männer den schwarzen Gehrock anlegten und den schwarzen Klapphut (Zylinder) oder Haarhut als Kopfbedeckung wählten. Darauf hielt man, so erinnere ich mich aus meiner Kinderzeit, auch wenn der Gehrock - vom Großvater ererbt - und der Schwarzzylinder dem Träger nicht ganz paßten oder infolge des Alters im Sonnenschein schon einen grünlichen Schimmer zeigten. Man war eben früher recht sparsam, mußte es auch sein bei

dem niedrigen Preisstand für landwirtschaftliche Erzeugnisse, und da kam es nicht darauf an, wenn der ererbte Haarhut in der Form nicht mehr modern war oder gar Falten aufwies.

War der Beerdigungstag mit dem Geistlichen vereinbart und die Zeit festgelegt, ging die „Leichenbitterin“ des Dorfes von Haus zu Haus und bat im Namen der Hinterbliebenen um Teilnahme an der Beerdigung, etwa so: „Da der Bauer ,., am verstorben ist, läßt die Witwe mit den Kindern am ,.,, um ,.,, Uhr zur Leiche bitten,“ oder auch; „Die trauernde Familie , ... läßt Euch grüßen und bitten, dem Verstorbenen den letzten Liebesdienst zu erweisen und an der Beerdigung am ... um Uhr teilzunehmen,“

Dazu ist zu sagen, daß nur wenige Dorfbewohner aus geldlichen Erwägungen die örtlichen Lokalzeitungen abonnierten, in denen wohlhabende Bauern eine Todesanzeige veröffentlichten. Die Leichenbitterin, in ärmsten Verhältnissen lebend, erhielt für die Ansage ein Geldgeschenk, meistens auch noch Lebensmittel dazu,

Am Beerdigungstage versammelte sich die Dorfgemeinschaft im oder am Trauerhause und erwartete den Geistlichen, der die Aussegnung des Toten im Aufbahrungsraum vornahm. Die Dorfschulkinder der Oberklasse mit dem Dorflehrer sangen die Trauergesänge und stellten auch den Kreuzträger, der dem Trauerzug vorausging. Nach der Aussegnung wurde der bisher offene Sarg geschlossen. Die Sargträger - es waren meist die gleichen Männer des Dorfes, trugen den Sarg auf der mit einem silbernen Kreuz durchwirkten Leichentuch bedeckte Bahre, auf der er dann nach mehrfachem Wechsel oder Absetzen zum Friedhof getragen wurde. In vielen Dörfern gab es keinen Leichenwagen, oder es mußte einer aus der nächsten Stadt gemietet werden.

War eine Jungfrau oder ein lediger junger Mann gestor-

ben, wurde der Sarg auch von kräftigen jungen Leuten getragen.

Auf dem Wege zum Friedhof wurde der Sarg verstorbener Jungesellen von weißgekleideten Jungfrauen, die eine grüne Girlande in der Hand führten, begleitet. Bei verstorbenen jungen Mädchen verfuhr man ebenso, nur daß abwechselnd Jungfrauen und Jungesellen die Begleitung stellten. Vor dem Sarg wurde auch auf einem weißen Samtkissen eine Myrtenkrone oder ein Myrtensträußchen getragen, Es wurde darauf geachtet, daß der Sarg mit dem Fußende zuerst aus dem Sterbehause getragen wurde. Die Träger hoben den geschlossenen Sarg dreimal an und setzten ihn wieder ab, und erst dann wurde er hinausgetragen; dasselbe wiederholte sich mit dem auf der Bahre ruhenden Sarg. Wurde der Verstorbene mit dem Leichenwagen zum Friedhof gefahren, so hielt auch das Pferdegespann dreimal, ehe es in langsamen Schritt dem Friedhof zufuhr.

Bei einem verstorbenen Kriegsteilnehmer stellte der Kriegerverein mit Fahne und Gewehrgruppe eine Trauerparade, manchmal auch mit Trauermusik. Einem solchen Toten vorangetragen wurden auf einem schwarzen Ordenskissen seine Kriegsauszeichnungen, Über das offene Grab feuerte die Schießkameradschaft nach altem Soldatenbrauch eine dreifache Ehrensalue ab. Die Kriegsauszeichnungen übergab man der zuständigen Kirchengemeinde, die sie den Gefallenen-Gedenktafeln in den Gotteshäusern mit Namenseintragung beiheftete. Ich kenne vieler solcher Kirchen, darunter auch meine Konfirmationskirche, die Schloßkirche in Oels, wo die Auszeichnungen von Kriegsteilnehmern aus den Befreiungskriegen, dem Kriege von 1870/1871 an den Wänden einen Ehrenplatz gefunden hatten. Und was tun manche, Geistliche und Kirchengemeinden heute!

Es mag noch eine besonders in oberschlesischen Dör-

fern gebräuchliche Sitte angeführt werden. Dort wurde alles, was der Verstorbene an Werktagskleidung besaß, der Strohsack, auf dem er gestorben war, das Bett, manchmal auch das Bettgestell am folgenden Abend in der Dämmerung verbrannt .

Es darf nicht vergessen werden das Totenglöcklein, daß in manchen Kirchengemeinden sogleich nach Bekanntwerden eines Sterbefalles geläutet wurde, und die Leute fragend aufhorchen ließ.

Mögen die wenigen Aufzeichnungen aus zum Teil eigener Erlebniswelt dazu beitragen, manches dem Vergessen zu entreißen.

Sicher gibt es noch genug ältere Landsleute, die meine Ausführungen ergänzen können oder durch weitere zu bereichern vermögen, denn das schlesische Brauchtum ist so reich und vielfältig, daß es sich lohnt, aufgezeichnet zu werden.

Arthur Kalkbrenner

Quelle: Namslauer Heimatruf Nr.44/Okttober 1967

Reise in die Vergangenheit

Im Oktober 2009 waren Anne-Katharina Heyn (Guben) und Gottfried Heyn (Hannover) „auf der Suche nach einer Kirche“ in dem schlesischen Dörfchen Hönigern (Namslauer Heimatruf Nr.207). 2010 haben sie ihre Exkursion fortgesetzt. Gottfried Heyn hat für „Lutherische Kirche“ Eindrücke von dieser Reise aufgeschrieben.

Spätsommer 2010. Wir waren wieder in Schlesien. Ein günstiges Hotel in Breslau war unser „Basislager“. Der alte Golf III, den ich auf dieser Reise zum „Papamobil“

erklärte, brachte uns wie schon im Vorjahr zuverlässig zu unseren Exkursionszielen. Wir wollten die Parochie von Pastor Eduard Kellner bereisen und auf den Spuren unserer eigenen Vorfahren „wandeln“. Eng damit verbunden war und ist unser Interesse an dem Schicksal der ehemaligen altlutherischen Kirchgebäude. Im Gebiet östlich von Breslau hatten wir uns unsere Ziele ausgesucht. Dort liegt die Stadt Oels – Hauptstadt des gleichnamigen früheren Herzogtums. Der alte Handelsweg von Breslau nach Warschau, der heute eine gut ausgebaute Schnellstraße ist, führt unmittelbar an Oels vorbei. Von dort hatten wir einen wunderbaren Blick auf die Silhouette der Stadt mit ihren Türmen, die auf einer kleinen Anhöhe liegt. Von 1649 bis 1792 haben hier württembergische Herzöge regiert und die Region bis heute bleibend geprägt durch Schlossbauten und Stadtgründungen. Aber auch das alte schlesische Geschlecht der Piasten, die Böhmen, Habsburger, Welfen, Wettiner und Hohenzollern haben ihre Spuren hinterlassen. Die wechselnden Herrschaftsverhältnisse haben sich durch die Folgen des Zweiten Weltkrieges bis in das 20. Jahrhundert hinein fortgesetzt. Die vielfältige, spannungsgeladene und bedeutungsvolle Geschichte liegt schweigend über diesem Land. Die letzten warmen Sonnenstrahlen des Sommers machen es uns leicht, uns da hinein zu begeben und in Verbindung mit unseren Reisezielen, unserem Interesse und mit Hilfe der Exkursionsliteratur das Vergangene zu uns sprechen zu lassen. Wir haben das „Papamobil“ vor der ehemaligen Stadtmauer auf einem Parkplatz abgestellt, und es dauert nicht lange, bis wir in den eigenartigen Zwiespalt zwischen Geschichte und nachkommunistischer polnischer Gegenwart eingetaucht sind. In Oels gab es nur einen altlutherischen Predigtplatz, kein eigenes Kirchgebäude. Wir besichtigen das Schloss, die

Hauptkirche mit der leider nicht zugänglichen Grablege der Württemberger und die gut nachvollziehbare alte Stadtanlage innerhalb der noch vorhandenen Mauern.

Bei der Rückkehr zum „Papamobil“ stehen die Scheibenwischer von der Frontscheibe ab. Im ersten Moment vermute ich eine Beschädigung meines Autos. Dann sehe ich, dass die Scheiben geputzt sind. Wahrscheinlich hat ein kleiner polnischer Junge mir diese Freundlichkeit erwiesen und auf ein Trinkgeld gehofft – leider vergeblich, weil wir uns zu viel Zeit für die Geschichte genommen hatten. Ich hätte es ihm gerne gezahlt.

Die nächsten Stunden verbringen wir nun im Herzogtum Oels, durchfahren Dörfer und kleine Städte, die alle einmal Bedeutung für die Württemberger hatten. In der Erbfolge wurde das Territorium jedes mal geteilt bzw. nicht-regierende Kinder mussten mit einer angemessenen Residenz entschädigt werden. So entstand eine interessante „Landschaft“ von Kirchen, Schlössern, Marktflecken und Straßen. In dieser „Landschaft“ lebten unsere Vorfahren, als 1817/1830 die Union eingeführt wurde. Sie waren inzwischen Untertanen des preußischen Königs geworden, und sie waren es gern, aber ihre Treue zum lutherischen Glauben und Bekenntnis war mindestens genauso stark. Sie widerstanden ihrem König in dieser einen Sache, sie nahmen harte Verfolgungen auf sich, sie blieben standhaft.

Darüber ist die Zeit hinweggegangen.

Aber jetzt gehen wir auf den alten Wegen, fahren auf ihren Straßen, stehen auf denselben Stufen. Und ich versuche mich „hineinzudenken“ in die Vergangenheit.

Am Weg liegt der Flecken Juliusburg. Das einstige Schloss ist seines gesamten Bauschmucks entkleidet. Der rote Ziegelbau erinnert an ein Haus der Inneren Mission am Ende des 19. Jahrhunderts. Heute beherbergt es

ein Altersheim der Caritas. Ein Schauer durchläuft uns, als wir zufällig in den dunklen, engen Hof des Gebäudes fahren. Der fast verlandete See vor dem Schloss lässt etwas von der einstigen Schönheit erahnen.

Zu den Stationen auf unserem Weg zählt das Dörfchen Luzine. „Unsere“ Kirche steht in der Mitte des Dorfes oberhalb der Straße. Der frühere Friedhof ist durch eine Marienstatue in eigenwilliger Farbgebung ersetzt. Die Kirche ist verschlossen. Sie ist heute katholisch. Immerhin: Das Dach ist gedeckt, die Wände gestrichen, die Fenster dicht. Weit und breit ist niemand zu sehen. Beim Verlassen des Dorfes sehen wir in einigen Fenstern die Gardinen sich bewegen. Unser Besuch und unsere Neugier sind hundertprozentig registriert worden.

Am nächsten Tag besuchen wir Bernstadt. Alle positiven Eindrücke des Vortages werden hier zunichte gemacht. Die kleine Stadt ist zu 50 Prozent zerstört bzw. systematisch abgerissen worden. Sie liegt da wie ein zu Tode verwundetes Tier. Am Ring, dem einstigen Marktplatz, ragt der verbliebene Rathausturm wie ein Gerippe in den Himmel. Eine Gedenktafel erinnert an die heldenhafte Restaurierung dieses „Krüppels“. Die dunklen Zeiten des Kriegsrechts in Polen seit 1981 unter General Jaruzelski mit seiner schwarzen Brille lassen grüßen. Wir laufen systematisch die wenigen Straßen ab. Dann drängen wir uns durch einen winzigen Markt mit seinen Verkaufsständen und werden wie Außerirdische betrachtet. Zwei polnische Männer auf einer Bank lassen sich fotografieren und freuen sich über den Besuch aus Deutschland. Der Zigeuner, der hinter einem Mäuerchen steht, hat mich genau im Visier, obwohl ich so tue, als ob ich ihn zufällig fotografieren würde. Überall an den Häusern Details aus einer Zeit vor 60 Jahren: Klinken, Stufen, Tü-

ren, Kohlen auf dem Fußweg. Auch hier ist die Stadtmauer fast vollständig erhalten, die ehemalige Hauptkirche restauriert, die frühere Ritterschule auch heute noch Schule, das Schloss nur noch in Resten und in schlechtem baulichem Zustand. Wir finden sogar das Gebäude, in dem sich einmal die Synagoge befand. Ein Haus, das die altlutherische Kirche gewesen sein könnte, finden wir nicht. Es gibt kein Bild davon bzw. ich kenne keins. Ich muss also „blind“ suchen. Ohne Erfolg. Es ist trostlos in Bernstadt.

Unser Vorfahre, Pastor Friedrich Biehler, hatte hier seine altlutherische Gemeinde gesammelt, die „Lämmelbrüder“ wie sie verspottet wurden, weil sie sich wie Schafe um ihren Hirten scharten. Er war aus Kaulwitz, sieben Kilometer entfernt, vertrieben worden, nachdem er 1834 die Unionsagende zurückgegeben hatte. Er konnte es mit seinem Gewissen nicht mehr vereinbaren. Er hatte heimlich getauft und getraut, das lutherische Abendmahl verwaltet, hatte jahrelang in Breslau im Gefängnis gesessen bis er so krank war, dass er haftunfähig war. Er ist zu seiner Gemeinde zurückgekehrt und hat in Bernstadt neu angefangen.

Die evangelische Kirche in Kaulwitz samt Pfarrhaus ist abgerissen, die katholische steht noch. Die schlesische Adelsfamilie Henckel von Donnersmarck hatte den Kirchbau gefördert. Ihre Spuren kann man noch finden. Ein Dorf, in dem heute alle Menschen katholisch sind, braucht nur eine Kirche.

In Glausche, einem weitverzweigten Dorf, geht es uns so ähnlich wie in Bernstadt: Es scheint, als ob die Zeit stehen geblieben wäre. An der römisch-katholischen Kirche sehen wir den Friedhof, auf dem noch deutsche Gräber vorhanden sind: unzerstört, gepflegt und geschmückt. Die altlutherische Kirche war eine Holzkirche. Pastor Kellner hatte sie erworben und aus einem anderen Ort

nach Glausche umsetzen lassen. Sie war ursprünglich katholisch, dann uniert, zuletzt lutherisch. Deshalb hieß sie die Glauscher Wandelkirche, weil sie mehrmals „verwandelt“ wurde. Es gibt leider kein Bild, und wir haben sie nicht gefunden.

Wenige Kilometer weiter liegt Galbitz. Von weitem grüßt eine schmuck renovierte Kirche. Sie liegt am Rand des Dorfes, fast schon auf dem Feld. Trotz des guten baulichen Zustandes erkennen wir die beiden Bauphasen: das ältere Kirchenschiff und den jüngeren Turm, Altarraum und Eingangshalle. Auf dem Friedhof sind durchweg polnische Gräber. Ich habe kein Bild der Kirche aus deutscher Zeit, aber alles scheint zu passen: die Lage am Rande des Dorfes, das Fehlen einer Kirche in der Dorfmitte, die beiden Bauphasen, die uns aus Unterlagen bekannt sind, der Turm nach 1908 als die Altlutheraner Kirchtürme errichten durften.

(Inzwischen weiß ich, dass die vorgefundene Kirche die frühere altlutherische Kirche ist. Alte Galbitzer haben mir das bestätigt.)

Am Ende des Tages mit seinen wechselvollen Erlebnissen wurden wir mit einem schönen Ergebnis belohnt: In Konstanz, etwa 70 Kilometer östlich von Breslau fanden wir fast auf Anhieb die frühere altlutherische Kirche. Sie gehört heute einer Gemeinde der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Polen. Die Küstersleute waren anwesend und bereiteten die Kirche für den sonntäglichen Gottesdienst vor. Wir stellten uns vor, erklärten unser Anliegen und wurden freundlich willkommen geheißen.

Für uns war das ein versöhnlicher Tagesabschluss und ein Weg zurück in die Gegenwart und Zukunft.

Gottfried Heyn

Der „Teufelsstein“ von Deutsch-Würbitz

Nach Berichten von Prof. Dr. Theodor Schübe
und des Lehrers Bauer aus Würbitz,
nacherzählt von G. Kelbel

An der Grenze zwischen den Kreisen Kreuzburg und Namslau, am Nordweststrand des Deutsch-Würbitzer Waldes, schon außerhalb des Wildzaunes, etwa 40 Meter von der Straße nach Wallendorf entfernt, liegt im trockenen Erdreich ein mächtiger Granitblock eingebettet: Der aus dem Boden ragende Teil ist vier Meter lang und zwei Meter breit, sein Inhalt beträgt nur einige Kubikmeter, doch liegt zweifellos ein erheblich größerer Teil darunter; ja vielleicht handelt es sich um ein wahres Ungetüm, denn auf der Wallendorfer Seite, am anderen Ufer des Grenzbächleins, erhebt sich ein Felsstück von der gleichen Beschaffenheit, so daß man einen Zusammenhang zwischen beiden vermuten darf. Die Umwohner, denen sein Vorkommen rätselhaft erscheinen mußte, führten es auf übernatürliche Kräfte zurück: Gott, der Herr hatte dem Teufel jede hundertste aus der Reihe der neu zu erbauenden Kirchen versprochen. Der Teufel konnte mit dem ihm zugesprochenen Gotteshaus dann tun, was er wollte. Als nun in Wallendorf eine Kirche errichtet wurde, traf es sich, daß diese gerade eine solche hundertste war. Sofort begab sich der Satan zum Herrgott und sprach: „Die Wallendorfer ist eine, mit der wieder einmal ein Hundert voll wird. Sie gehört laut Vereinbarung zwischen uns mir. Ich kann mit ihr tun, was mir beliebt. Ich werde sie mit einem gewaltigen Stein zerschmettern, ehe sie noch vollendet ist.“ Gott gab ihm zu verstehen, daß er sich an sein Versprechen gebunden fühle, machte aber seinen Widersacher auf die Bedingung aufmerksam, nach welcher das Werk der Zerstörung noch vor dem ersten Hahnenschrei beendet sein müsse.

In finsterner Nacht suchte sich der Teufel einen großen und schweren Stein und flog mit diesem in der Richtung nach Wallendorf zu. Das war eine recht saure Arbeit für ihn. Aber er wollte ganze Arbeit leisten und die Balken des Schrotholz Kirchleins wie leichte Zündhölzchen zerknicken. Immer näher kam er mit seiner ungeheuren Last dem Orte. Doch inzwischen hatte im Osten die Morgendämmerung begonnen und gerade als Satan über das Dörfchen Deutsch-Würbitz dahinflog, ertönte aus einem der Bauernhöfe der erste Hahnenschrei. Voll Wut und aus Angst zu spät gekommen zu sein, schleuderte er mit überirdischer Kraft den Stein in der Richtung des neuerbauten Kirchleins von Wallendorf. Aber von Gott gesandte Englein hingen sich an den Stein und brachten es fertig, daß dieser noch weit vor seinem Ziel zu Boden fiel und mit seiner wuchtenden Schwere tief in das Erdreich einsank. An dieser Stelle blieb er liegen bis auf den heutigen Tag und noch heute zeigen eine Anzahl Löcher im Gestein die Spuren und Abdrücke der Teufelshand.

Nun, die Löcher hatte man einst für Sprengschüsse gebohrt, mittels deren der Stein das Schicksal so vieler anderer „Findlingssteine“ teilen sollte (was ihm glücklicherweise erspart wurde). Mit diesem Namen belegten die Geologen, die in der norddeutschen Ebene nicht allzu seltenen, von Norden nach Süden freilich immer mehr an Größe und Zahl abnehmenden und im Süden Schlesiens ihre Verbreitungsgrenze findenden Blöcke, weil auch den gelehrten Herren ihre Herkunft dunkel blieb. Eine Weile glaubte man, sie seien in einer Zeit, in der unser Land vom Meere bedeckt war, durch schwimmende Eisberge hierher verfrachtet worden, wie noch jetzt die mit den aus Grönland südwärts schwimmenden Eisungeheuern hergebrachten Steine bei

deren Zerschmelzen zur Erhöhung des Meeresgrundes bei der Bank von Neufundland beitragen. Doch es gibt gegen diese Anschauung unwiderlegliche Gegenbeweise, daher gilt jetzt unwidersprochen die vor 80 Jahren von dem schwedischen Polarforscher Forell zuerst ausgesprochene Erklärungsweise. Danach haben sich vor Jahrtausenden in einer kühleren „Eiszeit“ die nordischen Gletscher, fast ganz Skandinavien unter sich begrabend, bis in unsere Gegend erstreckt und ihre Eismassen haben, langsam südwärts fließend, und erst hier zergehend, die Hauptmasse des mitgeführten Gesteins hier abgesetzt: ein Teil davon wurde auf dem langen Wege mehr oder minder fein zermahlen und lieferte, später noch umgelagert, die Anhäufung von Mergel, Lehm und Sand usw., die den Hauptbestand der oberen Bodenschichten ausmachen, ein anderer die mittelgroßen Stücke (Katzenköpfe usw.); der kleinste Teil kam in Gestalt jener Riesenblöcke zur Ruhe. Möchte, gleich allen übrigen der Deutsch-Würbitzer von seinen jeweiligen Besitzern als wichtiger Zeuge für den Ursprung des von ihnen land- und forstwirtschaftlich ausgenutzten Bodens stets erhalten bleiben!

Woher stammt nun der Name Teufelstein? Man vermutet, daß der Stein in alter Zeit dem Götzendienst gedient hat. Vielleicht wurden hier Tiere oder gar Menschen geopfert. Die christlichen Missionare bezeichneten den alten Götzendienst als Teufelsdienst, und in christlicher Zeit wurde der alte heidnische Altar deshalb Teufelstein genannt.



Die Gedanken sind frei

Die Gedanken sind frei,
wer kann sie erraten?
Sie fliegen vorbei
wie nächtliche Schatten.
Kein Mensch kann sie wissen,
kein Jäger erschießen
mit Pulver und Blei.
Die Gedanken sind frei!

Ich denke, was ich will
und was mich beglückt,
doch alles in der Still',
und wie es sich schicket.
Mein Wunsch und Begehren
kann niemand verwehren,
es bleibt dabei:
Die Gedanken sind frei!

Und sperrt man mich ein
im finsternen Kerker,
ich spotte der Pein
und menschlicher Werke;
denn meine Gedanken
zerreißen die Schranken
und Mauern entzwei:
Die Gedanken sind frei!

Drum will ich auf immer
den Sorgen entsagen,
und will mich auch nimmer
mit Grillen mehr plagen.
Man kann ja im Herzen
stets lachen und scherzen
und denken dabei:
Die Gedanken sind frei!

Volkslied, ca. 1790

bearbeitet von Hoffmann von Fallersleben, 1842



Rudi Pawelka spricht beim Deutschlandtreffen der Schlesier in Hannover



Christel Ulke und Hannelore Sunthem im Gespräch mit einem Besucher, der sich über die Heimat seiner Vorfahren informieren wollte.



Neuere Bilder aus der Heimat fanden reges Interesse

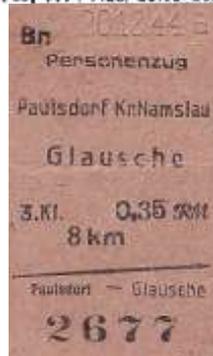


Der ehemalige Bahnhof von Glausche



Bahnhof Buchelsdorf (Aufnahme :1990)

1421	1425	1427	1431	1435	km	ZugNr	RBD	Oppeln	ZugNr	1420	1422	1426	1430	1434	1436
5.37	8.32	13.02	16.42	19.17	0,0	ab	Namslau	147, 147 t	..... an	7.24	8.19	11.09	15.39	18.39	22.07
5.42	8.37	13.07	16.47	19.22	3,9	ab	Giesdorf	.....	↑	7.18	8.13	11.03	15.33	18.33	22.02
5.50	8.45	13.15	16.55	19.30	8,5	ab	Buchelsdorf	(Kr Namslau)	.....	7.11	8.06	10.56	15.26	18.26	21.55
5.57	8.52	13.22	17.02	19.37	12,9	ab	Glausche	.....	.....	7.04	7.59	10.49	15.19	18.19	21.47
6.03	8.58	13.28	17.08	19.43	16,8	ab	Schmograu	.....	.....	6.57	7.52	10.42	15.12	18.12	21.41
6.09	9.04	13.34	17.14	19.49	20,6	ab	Paulsdorf	(Kr Namslau)	.....	6.51	7.46	10.36	15.06	18.06	21.35
6.23	9.15	13.43	17.20	20.03	24,5	ab	Galbitz	.....	.....	6.45	7.40	10.30	15.00	18.00	21.29
6.28	9.20	13.48	an	20.08	27,6	an	Reesewitz	.....	.....	...	7.33	10.23	14.53	...	21.23
6.34	9.26	13.54	...	20.14	31,0	an	Kunzendorf	.....	.....	...	7.27	10.17	14.47	...	21.17
6.41	9.33	14.01	...	20.21	35,6	an	Schleise	.....	.....	...	7.20	10.10	14.40	...	21.10
6.45	9.37	14.05	...	20.25	38,3	an	Groß Wartenberg	..... ab	.....	...	7.15	10.05	14.35	...	21.05



Fahrplan von 1942

Fahrkarte vom 20.12.1944

AUS DER GESCHICHTE DER BUCHELSDORFER EISENBAHN

von R. Oberin

Die Eisenbahnlinie nach Buchelsdorf ist die kürzeste und jüngste des Kreises Namslau. Ihre Geschichte ist trotzdem reich an Ereignissen.

Mit dem Bau der Strecke wurde im Jahre 1910 begonnen. Von Kempen aus schritten die Arbeitsgruppen vor, und im folgenden Jahr 1911 war es bereits möglich, die Teilstrecke von Kempen bis Reichthal in Betrieb zu nehmen. Die neuen Bahnhöfe wurden durch die Stationsmeister für die Eröffnung eingerichtet. Für reichen Festschmuck durch Tannenbäume, Fahnen und Kränze sorgte man überall.

Am Sonntag, dem 1. Oktober 1911, erwartete die Bevölkerung der Umgegend den ersten Zug. Es gab auch eine besondere Freude. Die Bahnverwaltung hatte an die Einwohnerschaft der umliegenden Orte Ausweiskarten verteilt, die zur unentgeltlichen Fahrt mit dem ersten Zug berechtigten. In Kempen waren 10 bis 15 Herren der Eisenbahndirektion Kattowitz, unter ihnen auch der Direktionspräsident, eingetroffen. Der Salonwagen nahm nun auch die Landräte von Kempen und Namslau auf. Für die Fahrgäste wurden acht Wagen mit Abteilen von der zweiten bis zur vierten Klasse angehängt. Kurz nach 2 Uhr nachmittags rollte der Zug aus dem Bahnhof Kempen auf dem neuen Schienenstrang dahin. Nach mehr als einer Stunde Fahrzeit fuhr er etwa um 3.30 Uhr in Reichthal ein. Der wichtige Tag wurde durch ein Festessen, an dem die Vertreter aller Behörden teilnahmen, im Saal des Herrn Joseph Mark gefeiert. Gegen 5.30 Uhr

trat der Festzug mit allen seinen Fahrgästen die Rückreise nach Kempen an.

Am folgenden Tage, etwa um 6 Uhr morgens, verließ der erste planmäßige Zug den Bahnhof Kempen. Nun verkehrten täglich drei Züge hin und zurück, auch mit Güterbeförderung.

Inzwischen war an der Reststrecke bis Namslau weitergebaut worden. Auf dem kurzen Weg von Namslau bis in die Nähe von Reichen hat die Bahn allein zwei Unter- und zwei Überführungen. Die größte Arbeit verursachte die Unterführung der neuen Strecke unter der Kreuzburger Eisenbahn. Die Bodenmassen fanden zweckmäßige Verwendung beim Bau der großen Straßenüberführung der Brieger Kunststraße. Diese kreuzte früher die Eisenbahn in zu großer Nähe des Bahnhofs.

Da sich nun der Eisenbahnverkehr durch den Bahnbau noch mehr verstärken sollte, war es nicht mehr angingig, die flache Straßenkreuzung weiterbestehen zu lassen. So kam es zur Verlegung mit gleichzeitigem Bau einer Überführung. Die alte Straße nach Brieg, die auch am Neubau des Finanzamtes vorbeiführt, ist heute an der Bahn unterbrochen. Die neue Straße zweigt am sogenannten Pietzonkaplatz ab und mündet hinter dem Walketeich wieder in die alte ein. Der Streckenbau war im Herbst 1912 beendet, und ein geschmückter Sonderzug mit nur einem Personenwagen, in dem die Vertreter der Eisenbahn und der Behörden saßen, unternahmen die Probefahrt nach Reichthal. Am 1. November 1912 durchfuhr der planmäßige 6-Uhr-Zug von Kempen zum erstenmal die ganze Strecke unter reger Beteiligung der Stadt- und Landbewohner. Bald darauf wurden noch zwei Züge eingelegt, so daß nunmehr täglich vier Züge hin und zurück verkehrten, außerdem ein Güterzug, von Reichthal

bis Namslau eine Zeitlang auch ein Güterzug mit Personenbeförderung. Die Straßenüberführung in Namslau ist im Jahre 1913 dem Verkehr übergeben worden, weil sich der aufgeschüttete Boden erst setzen mußte. Zur Erinnerung an die Verkehrsübergabe wurde am Südennde der Überführung eine Steingruppe gesetzt, die auf einer steinernen Tafel die Jahreszahl 1913 eingemeißelt trägt.

Die neue Strecke erfreute sich eines regen Verkehrs. So war die Güterbeförderung in den Jahren 1913 und 1914 derart stark, daß besondere Güterzüge von Reichthal nach Breslau angefordert werden mußten. Im Verkehr war das Holz sehr stark vertreten. In Buchelsdorf waren ständig zwei Lager von Schnittholz. Ähnlich verhielt es sich mit dem Stückgutverkehr. Die Station Reichthal hat z. B. monatlich 1500 bis 1700 Frachtbriefe abgefertigt. Der Personenverkehr zeigte gleichfalls gute Einnahmen. Reichthal zählte 4000 bis 5000 Fahrkarten im Monat.

Kein dauerndes Glück war der mit vieler Mühe erbauten Strecke beschieden. Es kam der Tag des Friedensvertrages von Versailles, der die Verkehrsstraße rücksichtslos zerschnitt und auf beiden Seiten der neuen Grenze tote Strecken schuf. Manche der Beteiligten, besonders auch die Bahnbeamten der Strecke, denken noch heute mit Wehmut an die Januartage 1920. Für die Reichthaler Bahn war es der 17. Januar 1920, ein Sonnabend, an dem der letzte fahrplanmäßige Zug nach Kempen fuhr. Dort wurde er von den Polen angehalten. Sie wollten ihn und sein Personal behalten. Nach dem Fahrplan sollte er 6.45 Uhr abends wieder von Buchelsdorf nach Namslau abfahren. Nur nach langem Verhandeln wurde erreicht, daß ihn die Polen wieder aus Kempen herausließen, thnd so kam er erst gegen 10 Uhr abends zurück und fuhr als letzter Personenzug von Reichthal bis Namslau. Am Sonntag (18. Januar) früh wurde noch ein besonderer Zug in

der Richtung Kempen abgeschickt, der in Reichthal anhielt. Die Maschine holte auf allen Stationen bis Laski, da die Polen noch nicht soweit waren, die Wagen zusammen. So bildete sich in Reichthal noch ein langer Zug, der im Lauf des Vormittags zurückkam. Die Steigung bei Buchelsdorf konnte nur nach wiederholtem Anlauf überwunden werden. Montag frühzeitig brachte ein Bahnbediensteter unter Zuhilfenahme der Reichthaler Rottenarbeiter noch einen zurückgebliebenen Wagen von Reichthal nach Buchelsdorf herübergestoßen. Der Bedienstete bekam am Bahnhof Buchelsdorf Beschäftigung und eine Notwohnung.

Sonst verblieben die Beamten zunächst im abgetretenen Gebiet. An dem gleichen Montag (19. Januar) erfolgte die amtliche Übergabe an Polen. In der ersten Zeit nach der Abtretung wurden etwa noch für Reichthal ankommende Güter durch den dortigen Bahnspediteur auf dem Umweg über das Smik (bei Glausche) abgeholt oder noch auf der Strecke mit einer Draisine hinüberschafft. Dann wurde das Gleis auf der deutschen Seite, wie auch heute noch, als Abstellgleis benutzt; bis zu 200 Wagen haben schon dort gestanden. Am Ende des Jahres 1921 haben aber die Polen auf ihrer Seite die Strecke bis kurz vor Reichthal vollständig abgebrochen. Sie nahmen sogar die Schienen auf dem Grenzweg, die ihnen nicht zustanden, und die sie daher wieder einsetzen mußten. Die vergrasteten Schienen und die letzte deutsche Telegrafentange, mit dem abgerissenen Draht umwickelt, blickten lange Jahre wie stumme Wächter traurig hinüber auf den wüsten Damm und das verlorene Reichthal

Im Zweiten Weltkrieg ist die unterbrochene Strecke nach Kempen wieder hergestellt worden.

(siehe auch Bildteil)

Schmograu

Agathe Voelker geb.Pawlik erzählt

Das Dorf Schmograu liegt etwa 11 km nördlich von Namslau und hat ca. 700 Einwohner. Es ist Sitz des Amts- und Standesamtsbezirks und hat eine eigene Eisenbahnstation.

Bürgermeister ist der Landwirt Traugott Bienek.

Schmograu ist ein fast reines Bauerndorf mit einem Dominium, das es in fast allen schlesischen Dörfern gibt.

Es gibt große und kleine Bauernhöfe. Das Sägewerk und die Baufirma Treciok bieten vielen Handwerkern, Zimmerleuten und Maurern Arbeit

Zwei Gasthöfe sorgen für Gemütlichkeit. Das Gasthaus Bienek hat sogar einen Tanzsaal. Im gleichen Haus ist auch die Post untergebracht. Briefträger ist Daniel Bienek.

Günters Gasthaus ist etwas kleiner, wird aber gut frequentiert, Skatspielen, Hochzeitsfeste, im Hinterzimmer gibt es einen Billardtisch. Die „Böhm Anna“ ist als gute Fee für alles zuständig.

„Der Mosig“ betreibt ein Lebensmittelgeschäft. Fleisch und Wurst kann man bei Matschulla und Georg Loch kaufen. Für Brot und Semmeln sorgt Georg Guhl in der Bäckerei, in der Le auch eine „Mooh-Mühle“ gibt, die Grundlage für die bekannten „Mooh-Klösel“ und für uns Kinder kaum zu erdrehen war.

Eine Schmiede gibt es natürlich auch. Auf dem Amboss werden die glühenden Hufeisen zum Beschlagen der Pferde vom „Niebisch Alfred“ geschickt bearbeitet.

Der Schneider heißt Gardischke und wohnt im Grenzbeamtenhaus; Schuster sind der Poser und Max Niebisch.

Eine Hebamme wird in jedem Dorf gebraucht, denn es gibt viele Kinder in den Familien. In Schmograu war

Agnes Hylla, meine Großmutter, fast 40 Jahr Hebamme.

In der Försterei residiert Förster Joppich; er ist als Jäger zuständig für die großen staatlichen Wälder. Große Jagden finden im Winter statt. Gejagt werden Rehe, Hirsche, Hasen und anderes Kleinwild.

Das Dominium Schmograu mit dem Schloß und dem Vorwerk Zbytko war einst ein Rittergut, das dann aber als Staatsdomäne übernommen wurde. Zu dem Gut gehörten einmal ca. 4000 Morgen Land. Ein Teil davon wurde aber an die umliegenden Kleinlandwirte verpachtet und konnte von ihnen später gekauft werden. Angebaut werden Getreide, Kartoffeln, Rüben, Zuckerrüben und Futterpflanzen für die Pferde und das andere Vieh. In der Brennerei wird aus Kartoffeln Schnaps hergestellt. Es gibt auch eine Schäferei und eine Schweinezucht. Pächter des Guts ist Dr. Lipinski, als Inspektoren fungieren Dr. Schneck und Schreiber.

Zwischen Dorf und Dominium steht die schöne, große, katholische Kirche und die katholische Schule mit dem Lehrer Adolf Seidel.

Die evangelische Schule mit Lehrer Herbert Neumann liegt weiter im Inneren des Dorfes.

Die Kirche in Schmograu

Schmograu hatte ca. 400 Katholiken und etwa 300 evangelische Gläubige.

Es gab aber nur eine katholische Kirche im Dorf.

Die alte Schrotholzkirche, die bereits 1000 Jahre gestanden hatte, brannte im Jahre 1860 ab.

Deshalb musste eine neue Kirche gebaut werden.

Schmograu war aber ein kleines, armes Dorf und hatte kein Geld für einen Neubau.

Zu der Zeit war Pfarrer Marson in Schmograu zuständig, sein Bruder Pfarrer in Kunzendorf.



Die beiden Brüder stammten aus Oberschlesien und waren recht wohlhabend. Sie stifteten ihr Erbe für den Kirchenneubau. Weiterhin wurden aus den Balken der alten Kirche Kreuze hergestellt und vom Pabst in Rom mit einem Ablass belegt. Diese Kreuze sind dann in ganz Schlesien verkauft worden.

Ein Herr Fidicka, der im Dorf im Haus „Schusterkulla“ wohnte, zog damit von Dorf zu Dorf und verkaufte die Kreuze für eine Mark.

Alles in allem kam soviel Geld zusammen, das man eine große, schöne Kirche bauen konnte.

Der Neubau der Kirche erfolgte 1861 bis 1863 in neugotischem Stil nach Plänen von Aloysius Langer. In die zwei Meter hohe Umfriedungsmauer wurden 14 Kreuzwegkapellen eingebaut. Die Ziegelsteine wurden von der Schmograuer Ziegelei Elsner-Günter gespendet. Die Bauern halfen mit Spanndiensten. Der Sand wurde aus der Sandgrube am Wald entnommen.

Der Kirchturm hat eine Höhe von 52 Metern. Im Turm hingen drei große Glocken. Der Turm ist mit Drachen-

köpfen aus Sandstein bestückt. Ebenso ist die Inneneinrichtung, Altäre, Kanzel, Balustraden usw. mit geschnitzten Drachenköpfen verziert.

Dies geht auf eine alte Sage über den Drachen Smog zurück, der in der Gegend um das Jahr 800 gelebt haben soll und auf dessen Opfer-



platz die erste Kirche Schlesiens um 960 in Schmogre gebaut wurde.

Die Kirche wurde Johannes dem Täufer geweiht.

Auf der Nordseite einer Kreuzwegkapelle, in die Seitenwand eingelassen, befindet sich der Grabstein des Hans von Muensterberg, eines Wohltäters der Kirche. Die Inschrift in erhabener Fraktur lautet:

Am 25. Mai 1505 ist Hanß Muensterperg von Minckmaw auf Schmogre im Alter von 57 Jahren gestorben.

Als Friedhof wurde weiterhin der Platz benutzt, auf dem die alte Kirche stand und in der sich auch die Gruft mit den Gräbern der ersten vier Bischöfe befand. Noch heute steht auf dem Friedhof ein Gedenkstein mit ihren Namen:

Gottfried 966- 983

Urbanus 983-1005

Clemens 1005-1027

Lucilius 1027-1036

Zu der Kirche gehörte ein großes Pfarrhaus und eine Landwirtschaft mit umfangreichen Ländereien. Deren Nutzung galt für die Pfarrer als Bezahlung für ihre Dienste in der Kirche. Rarrer Drost war bis 1926 der letzte, der die Ländereien bewirtschaftete. Sein Nachfolger, Pfarrer Schütte, verpachtete die Ländereien an die Landwirte in Schmograu. Im Pfarrhaus befand sich ein großer Saal, in dem während der Bauzeit der neuen Kirche die Hl. Messe gefeiert wurde.

Nach Pfarrer Schütte kam 1939 Pfarrer Lissy nach Schmograu, der aber noch kurz vor der Flucht verstarb.

Aus der Schul- und Dorfchronik von Schmograu

Der 1. Weltkrieg

Der am 1. August ausgebrochene Weltkrieg hat auch auf die Ernte insofern eingewirkt, daß dadurch alle wehrfähigen Männer eingezogen wurden und es an Arbeitskräften fehlte. Jedoch sprang die Schule helfend ein und von dem Rechte, die Sommerferien im landwirtschaftlichen Interesse zu verlängern, wurde vollster Gebrauch gemacht. Es werden aus hiesiger Gemeinde sofort circa 25 Männer zum Heere eingezogen. Anbetracht des Krieges wird die Jugend schon für den Militärdienst vorbereitet. Um dies ausführen zu können, vor allem daß Lehrer die Leitung der Kompagnien behalten, findet in Namslau Okt. ein militärischer Kursus für sämtliche Lehrer des Kreises statt. Kursusleiter war in erster Zeit Offizierstellvertreter Lehrer Engelmayer, später Lehrer Pätzold aus Namslau. Praktische Übungen und theoretische Unterweisungen wechselten miteinander ab. Lehrer Stolper nimmt auch an dem Kursus teil.

In demselben Monat wird auch eine Jugendkompagnie - Schmograu -Kaulwitz gegründet. Gewesene Soldaten

übernehmen die Ausbildung, sowie die Führung der Gruppen und Züge.

Nun will ich den ganzen Tumult beim Kriegsausbruch noch einmal schildern.

Die großen Ereignisse des Sommers 1914 schlugen auch in unserm einsamen, abgelegenen Dorfe ihre gewaltigen Wellen. Die ersten Kriegsgerüchte werden immer widerlegt, aber schließlich zeigen die großen roten Plakate an den vielen Scheunentoren der zitternden Bevölkerung «es gibt Krieg». Die meisten Männer vertauschen die Sense mit dem Schwerte, es ist ja mitten in der Ernte. Eine große Erregung bemächtigt sich der Dorfleute, die ja in der nahen russischen Grenze zum Teil begründet ist. Die meisten Leute haben ihre Habseligkeiten gepackt, um im geeigneten Momente entfliehen zu können. Viele machen sich wirklich auf die Socken. Vor allem brachte der Domänenpächter als erster sich und die Seinen in Sicherheit. Mehrere Wochen war die Domäne ohne Leitung. Lehrer Stolper mußte den ganzen Betrieb, da auch die Beamte, Inspektor, Assistent sofort der Fahne folgen mußten, übernehmen. Als es „sicher“ war gelangten die ersten Lebenszeichen des Herrn Oberleutnant Döring nach hier. Durch diese Handlung beunruhigt, brachten auch die hiesigen Beamten ihre Frauen in Sicherheit. Sie selbst, Lehrer und Förster ctr. hielten furchtlos aus. Die Männer fanden sich vielmehr jetzt um so ungestörter im Wittekschen Gasthause und in der evgl. Schule zu einem «Roten Kreuzskat» zusammen. Da Lehrer Lisohka laut Militärpaß „Depeschenbote“ war, sorgte er für Neuigkeiten. Das Papiergeld schien für den Augenblick seinen Wert zu verlieren. Jeder suchte es los zu werden. So mancher bestellte sich einen Schoppen Bier oder kaufte sich eine Zigarre und gab einen Hundertmarkschein in Zahlung, welchen ihm der Gastwirt oder der Kaufmann wieder mit dem Bedauern zurückgab, denselben nicht

einwechseln zu können, und schenkte lieber das Bier
cto. Es fehlte vor allen Dingen an Kleingeld. Schließlich
kamen 1 und 2 M Scheine in Verkehr und die Kleingeld-
not war vorbei. Jetzt hat sich jeder schon so an das Pa-
piergeld gewöhnt, als wäre es eine alte Einrichtung. Wie
wohl an allen Orten Deutschland, so wurde auch in
Schmograu auf Automobile, die Goldgeld an die russi-
sche Grenze bringen sollten, Jagd gemacht. Am Tage und
in der Nacht wurde bewaffnete Wachen aufgestellt, die
Brücken, Wege und Straßenkreuzungspunkte besetzt und
mit Wagen, Eggen, Ketten etc. versperrt. Schon wollte sie
einer bemerkt haben, alarmierte das ganze Dorf, alle lau-
fen nach dem Paulsdorfer Wege hinter der Domäne und
kehren erst abends 11 Uhr mit langen Gesichtern heim.
Wenngleich auch solche Autos niemals existierten, so
wurden die Leute doch zur erhöhter Aufmerksamkeit ge-
zwungen, was bei der damals herrschenden Spionenge-
fahr berechtigt war. Die Erregung legte sich nach und
nach.

November 1914

Frau Lehrer Lischka legt ihr Amt als Handarbeitslehre-
rin an der evgl. Schule nieder. Durch Aushang im Witte
Gasthause werden Reflektantinnen für diesen Posten
gesucht - wie es vorschriftsmäßig ist. Frau Lehrer Stolper
wird durch den Schulverbandsvorsteher Herrn Döring
um Annahme im Auftrage des Herrn Landrat und Kreis-
schulinspektors unter dem Hinweise vorheriger Bestäti-
gung angegangen und am 29.11. erfolgte ihre Wahl als
Handarbeitslehrerin.

Im November stieg die Beunruhigung wegen eines dro-
henden Russeneinfalls noch mehr. Die jungen Leute zwi-
schen 16 und 20 Jahren wurden ins Innere des Landes
gebracht. Die Schmograuer kamen nach Kassel und
Umgebung. Die Behörden waren angewiesen, die Bewoh-
ner im Falle dringender Gefahr fortzubringen. Aber Dank

der Tapferkeit unserer Truppen ging auch diese Gefahr glücklich vorüber. Die Feldbestellung, die aus Mangel an Pferden sich verzögert hatte, wurde schließlich zum Teil durch den Fleiß der Frauen erledigt. Die Preise der Lebensmittel sind großen Schwankungen ausgesetzt. Die Landleute bringen aus Furcht vor einem Russeneinfall alles Geflügel etc. in die Stadt zum Verkauf. Die Waren wurden unter dem Herstellungspreise abgesetzt, verschleudert. Eine Ente kostete 1,00 M, eine Gans 2,00 M. Jedermann wollte im Falle einer Flucht viel bares Geld in den Händen haben. Inzwischen haben die Feinde unsere Küsten blockiert. Die Lebensmittelzufuhr ist abgeschnitten. Nun gilt es mit eigenen Mitteln zu reichen. Es erfolgte eine Zählung der gesamten Vorräte. Dabei begingen die Bauern insgesamt den Fehler, zu niedrige Vorräte anzugeben, namentlich an Getreide und Kartoffeln. Daraufhin wurde die Abschachtung der Rinder und Schweine angeordnet. Die Zahl der Schweine wurde von 25 Millionen auf 17 Millionen gebracht. Schweinefleisch war naturgemäß sehr billig; 0,60 M das Pfund. Bald stellte es sich heraus, daß Getreide und Kartoffeln in reichlicher Menge waren und die Massenschlachtung übereilt war. **23. Dezember 1914** An diesem Tage findet die übliche Schulweihnachtsfeier mit Geschenkverteilung - Spender Herr Domänenpächter Döringstatt. Die Feier war überaus zahlreich besucht, auch kath. Gemeindeglieder waren erschienen. Am nächsten Tage übermittelte Lehrer Stolper einigen Kriegerfrauen einen Weihnachtsbaum, den er aus eigenen Mitteln putzte.

Das neue Jahr setzte mit starkem Frost ein. Gleich zu Anfang des Jahres stellte sich ein kolossaler Fleischmangel ein. Die Preise stiegen rapide. Es mußten Höchstpreise eingeführt werden, um eine Ausbeutung der armen Leute vorzubeugen. Das Schweinefleisch steigt auf 2,00 M pro Pfund. Die Zeiten der „Fleischtöpfe“ sind vorüber.

15. Januar 1915 Bauergutsbesitzer und Schulvorstandsmitglied Richard Knetsch erhält für Tapferkeit das Eisernerne Kreuz 2. Klasse. Auch der Gutsbesitzer Johann Wronna bekommt diese Auszeichnung. **13. Februar 1915** In der Schulvorstandssitzung wird die Entschädigung für das Bereinigen der Schulzimmer auf je 60,00 M, die Beheizung auf je 30,00 M festgesetzt. Das Kohlengeld beträgt also wie früher 80,00 M.

Juni - Juli Der Sommer des Jahres setzt mit großer Trockenheit ein. Die Ernteaussichten sind sehr schlecht. Die Ernte selbst ist mäßig. Vor allen Dingen gab es kein Futter für das Vieh; Hafer und Gerste sehr wenig. Deshalb mußte der Staat sämtliche Vorräte beschlagnahmen, zwecks gerechter Verteilung, um einer Hungersnot, vor allem in den Städten vorzubeugen. Es werden Brotmarken eingeführt, die alle 14 Tage zur Ausgabe gelangen. Eine Person erhält auf die Woche 4 Pfund Brot. Dem hiesigen Ortsausschuß gehören Domänenpächter Döring, Gemeindevorsteher Stojan und Lehrer Stolper an.

„Arbeit“ ist in Hülle, Marken gibt es in Fülle, leider oft das Notwendigste nicht! Am 1. September 1915 wird Lehrer Stolper zur Fahne einberufen. Leider ist bis zum 31. Juli 1916 die Führung dieses Teiles unterblieben. Mitte August 1916 kehrt Lehrer Stolper zurück. Er ist infolge im Felde zugezogener Krankheiten nicht mehr k.v.

1916

13. August 1916 Nachtrag: Inzwischen ist der Mangel am Notwendigsten noch gestiegen. Fleisch gibt es überhaupt nicht. Der Fleischer Heinrich darf nur 10 Schweine, 2 Rinder und ein Kalb im Vierteljahre schlachten. An Zucker fehlt. Die Zuckerkarte mit 1 3/4 Pfund pro Kopf und Monat erscheint auf der Bildfläche. Die Fleischkarte gesellt sich dazu. Die Preise steigen gewal-

tig. Für ganz junge Gänse zahlt man pro Paar 10,00 - 12,00 M. Alte Gänse bringen pro Stück 15,00 - 20,00 M. Die Kartoffeln sind billiger wie im Vorjahre. Dieselben kosten pro Zentner nicht mehr 8,50 M, sondern nur noch 4,75 M. Die Eier kosten Mandel 2,00 M und steigen noch im Preise. Das Jahr 1916 ist ein ganz gutes Jahr geworden. Infolge der Frühjahrsfeuchtigkeit ist der Saatenstand und der Graswuchs ein vorzüglicher gewesen. Inzwischen hat der schreckliche Krieg auch in unserem Dorfe seine ersten Opfer gefordert. Im August 1915 fiel der Zimmermann Franz Schölzel, im Juli 1915 der Stellenbesitzer Johann Weinert und im September der Gutsbesitzer Paul Assmann sämtliche in Russland Vermißt ist der Sohn des Schuhmachermeisters Paul Gramolla. In Gefangenschaft befindet sich der Maurer und Häusler Joseph Schölzel (Sibirien) gleich zu Beginn des Krieges Tarnowka und der Vizefeldwebel Gottlieb Stojan in England. Eiserne Kreuze 2. Kl. erhalten noch Stellenbesitzer Reinhold Slotta und Karl Stojan sowie Reservist Johann Leuwa. Letzterer und Lehrer Stolper werden wegen Kriegsuntauglichkeit entlassen.

5. Oktober 1916 Die Reichsfleischkarte und die Butterkarte 90 gr. pro Kopf und Woche halten ihren Einzug.

8. Oktober 1916 Am 8. Oktober wird gleichfalls der Zimmergeselle, Pionier Ernst Blase, dessen Bruder bereits am 3. Juli in Frankreich den Heldentod starb, mit dem Eisernen Kreuz 2. Kl. ausgezeichnet. Gutsbesitzer Johann Steuer ist dieselbe Auszeichnung zuteil geworden; desgl. dem Pionier Franz Malschok.

29. November 1916 Reichstagswahl. Es wurden alle Stimmen für den konserv. Abgeordneten aus dem Winkel abgegeben. **1. Dezember 1916** Volkszählung. Die Ge-

meinde umfaßt 476 Seelen, wovon 228 evangelisch und 248 kath. sind.

1.12.1916 Die armen Leute erhalten Kohlenkarten. Sie Zahlen für den Ztr. nur 1,00 M, während sonst 1,75 M zu entrichten ist.

1917

1.1.1917 Das neue Jahr setzt mit starkem Frost ein. 26° Kälte ist etwas Selbstverständliches. Infolge des Kohlenmangels, die Leute erhalten höchstens pro Haushalt 2-5 Ztr., müssen die meisten Besitzer mit sehr mäßig erwärmten Zimmer sich begnügen. Der Frost hält so stark bis Mitte Februar an.

1.5.1917 findet eine Viehzählung statt. Desgleichen wird der Bestand an Kartoffeln aufgenommen.

12.März 1917 Zwecks Werbung zur Zeichnung von Kriegsanleihe veranstaltet der Lehrer im Wittekschen Gasthause einen Elternabend. Über den Verlauf desselben ist von einem Teilnehmer nachstehende Repension dem Namslauer Stadtblatt übergeben worden.

„In Schmograu fand am 12.d.Mts. ein von Herrn Lehrer Stolper veranstalteter Kriegsberichtsabend statt, welcher sich eines sehr regen Besuches erfreute. Eingeleitet wurde der Abend durch eine sehr markige Begrüßungsansprache des Herrn Lehrer Stolper, die mit einem begeistert aufgenommenen Kaiserhoch schloß. Chorgesänge, Deklamationen und die Aufführung von zwei kleinen Theaterstücken gaben Kunde davon, wie sehr die beteiligten Kinder mit Lust und Liebe sich der guten Sache widmeten. Diese Aufführung machten den Kindern und dem Lehrer alle Ehre.

Den 2. Teil des Abends hatte Herr Parteisekretär Neumann - Breslau übernommen. An der Hand von etwa 100 Lichtbildern zeichnete er ein lebensvolles Bild vom Verlauf des Land- und Seekrieges vom ersten Tage der

Mobilmachung bis zum Einzüge unserer Truppen in Bukarest. Auch einzelne Waffen, wie Motormörser, Maschinengewehre, Flugzeuge, Unterseeboote, Linien- und Großkampfschiffe wurden im Bild gezeigt. Was aber die Hauptsache war, der Vortragende verstand es, durch seinen Vortrag den Zuhörern klar zu machen, daß wir nicht nur in einer schweren, sondern in einer großen Zeit leben. Besonders wies der Vortragende seine Zuhörer darauf hin, daß es uns nur dann gelingen wird, den teuflischen Plan unserer Gegner, die uns vernichten wollen, abzuwehren, wenn alle, auch die Daheimgebliebenen ihre Pflichten erfüllen. Die nächsten Pflichten aller Deutschen sind: 1.) Haushalten mit den täglichen Bedarfsartikeln, Essen, Kleider, Schuhe u.s.w.

2.) Abliefern aller nicht für den eigenen Hausbedarf freigegebenen Artikel. 5.) Zeichnen der Kriegsanleihe.

4.) Nicht unnütz jammern und klagen, besonders keine Klagebriefe ins Feld schreiben.

5.) Durch fleißige verdoppelte Arbeit dafür sorgen, daß unser Wirtschaftsleben nicht ins Stocken gerät. Vor allem aber darf in diesen Jahren kein Stückchen Land unbestellt bleiben. Wenn wir so alle haushalten, standhalten, reinen Mund halten und aushalten, dann werden wir durchhalten - nicht nur - sondern wir werden siegen zu einem Frieden, der der gebrachten Opfer wert ist. 26.3.1917 Am 26. März morgens 10 Uhr landeten Flieger aus Breslau auf Hiesigem Gelände. Infolge Raddefekts mußten dieselben bis zum nächsten Morgen hier weilen. Es war für die Bewohner des Ortes ein ungewohntes Schauspiel; den Fliegern selbst eine günstige Gelegenheit zur Regulierung der Magenfrage. Ende April landeten dieselben Flieger noch einmal. Wegen Bruch des Propellers verzögerte sich die Abfahrt um 2 Tage. In der evgl. Schule und der kath. Pfarrei finden sie herzliche Aufnahme.

1918

Januar Infolge Wagonmangels ist keine Kohle zu erlangen, aber die milde Zeit läßt diesen Übelstand nicht so dringend erscheinen.

Die beiden Schulen sind Dank der Bemühungen des Lehrers mit Brenn-material versehen. Auch die geforderte Nachzahlung gelangt zur Anweisung. Das Beheizungsgeld beträgt 30,00 M. Die Selbstversorger des Kreises erhalten fortan keine Mahl-, sondern Mehlkarten. Alles Getreide muß dadurch zur vollen Ab-lieferung gelangen. Um ein Durchhalten zu gewährleisten, müssen alle Besitzer die entbehrlichen Schweine abschlachten, bzw. verkaufen. Selbst Ferkel gelangen zur Abholung; nur Zuchtsauen dürfen behalten werden.

2. März 1918 Bestandsaufnahme der Halmfrüchte.

13. März 1918 Familienabend im Sinne der Volksaufklärung. **27. März 1918** Landratsamtsverwalter Dr.

Sayur hält im Witteckschen Gasthause einen Vortrag über die gegenwärtige wirtschaftliche Lage. Er ermahnt eindringlich nicht zu verzagen; denn es blüht uns infolge des Friedens im Osten bald eine bessere Zukunft. April Das Wetter ist in diesem Monat selten warm und fruchtbar. Die Getreidefelder stehen prachtvoll. In Frankreich fallen auf dem Felde der Ehre: 1.) Karl Kruber 9. April 2.) Johann Stempinsky 12. April 3.) Friedrich Handke 17. April 4.) Richard Wanielik 18. April

Am **16. Juni** wird der.....Baudis vom Blitz erschlagen. Von demselben Blitzstrahl werden 2 Pferde des Gutsbesitzer Steuer getötet. Die Heuernte ist in diesem Jahre reichlich. Auch die Getreidefelder versprechen eine gute Ernte. Infolge des Regens ist in diesem Jahre die Grünfütterung beson-ders gut.

Die Getreideernte verzögert sich. Besonders die hiesige Domäne ist weit in der Arbeit zurück. Die Wiesen bleiben stehen und um etwas Grummert zu ernten,

werden die Dorfleute zur Aberntung gebeten. Da es um die 3. Kappe geht, so ist es den hiesige Besitzern möglich, ihre Heulieferungspflicht zu erfüllen. Am 25.10. stirbt der Militärinvalide Franz Staffetin, der als Milchkutscher wegen seines freundlichen Wesens eine allgemein beliebte Persönlichkeit war. (Grippe.)

28.10.18 Die Beteiligung an der Kriegsanleihe ist diesmal ziemlich schwach.

Am 9. November Schließung des Waffenstillstandes.

Der Auszügler Veteran Paul Hoffmann beschließt sein tatenreiches Leben.

Erinnerungen von Elfriede Thomas aus Schwirz, Krs. Namslau

Mein Vater Ernst Thomas war im Frühjahr 1917 letztmalig auf Fronturlaub. Und so geschah es, daß ich im Januar 1918 zur Welt kam. Der Schreck war groß. Der Mann im Krieg, 5 Kinder schon da und Oma Christiane, 70jährig, wohnte auch noch bei uns in dem kleinen mit Stroh gedeckten Häusel. Man nahm mich halt so hin.

Im Mai 1918 schlug das Kriegsschicksal zu, mein Vater fiel in Frankreich an der Front. Kein Verdiener im Haus, mein Bruder Fritz mit 11 Jahren der Älteste, die Klitsche musste im Gange gehalten werden, es ging irgendwie weiter. Durch unbändigem Fleiß und eiserne Sparsamkeit biss sich unsere Mutter durch. An einen anderen Mann war nicht zu denken. Männer waren nach dem Kriege knapp. Und welcher Mann wollte eine Witwe mit 6 Kindern und gratis eine alte Oma dazu? Nach dem 1. Weltkrieg gab es die Kriegerwitwenrente, so hatte unsere Mutter ein kleines Einkommen. Alles, was wir an Nahrung brauchten, wurde selber erzeugt. Meine Geschwister mussten

hart arbeiten, besonders Fritz, da er der Älteste war. Waren Arbeiten auf dem Felde, wurde er aus dem Unterricht genommen und mußte mit dem Kuhgespann zum Acker. Deswegen hatte er die Nase voll von der Landwirtschaft und wurde später Maurer, wie unser Vater. Erich lernte in Carlsruhe Stellmacher, Georg lernte in Namslau Bäcker und Richard lernte in Schwirz ebenfalls Bäcker. Meine Schwester und ich blieben zu Hause. 1926 wurde in Schwirz das Gut aufgesiedelt, meine Mutter kaufte etwas Land, so war noch mehr Arbeit. Sehr gerne war ich mit meiner Oma zusammen. Von ihren 26 Enkelkindern war ich ihr Liebling. Sie erzählte viele Geschichten und Erlebnisse aus der Umgebung.

In der Pustengasse spielte ich viel mit den anderen Kindern, die es reichlich gab. Mit den Walleks Jungs spielten wir oft Fußball, gepinkert wurde mit dem wertlosen Geld aus der Inflationszeit bei uns an der Scheune. Gekullt haben wir auch. Dazu hatte man eine runde Holzscheibe, die mit einem Brettel vorwärts getrieben wurde. Sehr interessant für uns Kinder war das kleine Schlachthaus, das sich zwischen unseren Nachbarn Hoba und Sobannia befand. Dort schlachteten die Juden aus der ganzen Umgebung ihr Vieh kosher. Wir Kinder wollten immer zugucken, aber man jagte uns ständig weg. An der Lehmkuhle musste ich oft Gänse hüten. Dort trafen sich immer viele Kinder. Mein Bruder Fritz wäre beinahe in der Kuhle ertrunken. Zum Glück rettete ihn sein Cousin Helmut Thomas. Ich erinnere mich auch noch an einen Klassenausflug zum Ulriekenhof bei Carlsruhe. Dort befand sich ein unterirdischer Gang, durch den wir durchkrochen. Zum Schluss fehlte plötzlich die Ratte Friedel. Der Lehrer kroch noch einmal in den Gang und holte sie raus.

Im Jahre 1927 verstarb unsere Großmutter Christiane Thomas. Ich erinnere mich noch ganz genau. Sie krungste

schon den ganzen Winter rum, es konnte ihr keiner mehr helfen. An dem Tag, als sie starb, war ich dabei, außerdem Onkel Fritz und meine Mutter. Die letzten Worte Omas waren: nächstes Jahr, übers Jahr. Dies sagte sie mehrere Male, keiner gab etwas darauf. Im nächsten Jahr, also 1928, starb mein Bruder Erich an einer Blutvergiftung. Es war in Gross Brehna bei Bitterfeld. Er arbeitete dort in der Braunkohle. Da die Überführungskosten nach Schwirz zu teuer waren, wurde er dort beerdigt. Meine Mutter fuhr jährlich hin. Ein Jahr später, 1929, verstarb mein Bruder Georg in Schwirz am vereiterten Blinddarm. Onkel Fritz riet meiner Mutter, den Arzt zu verklagen. Doch sie antwortete: „Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus und zu guter Letzt bin ich meine ganzen Kluppen los“. Im Nachhinein erinnerten wir uns an die letzten Worte meiner Oma: nächstes Jahr übers Jahr. Da mag nun jeder denken, was er will. Nach dem Tod unserer Oma nahm Mutter einen Kredit auf und baute das Haus im Jahre 1927 neu, bis auf die hintere Mauer, die blieb alt.

Meine Schulzeit verlief ganz gut. Im Sport war ich ein As, so daß ich beim Reichsjugendwettkampf eine Urkunde bekam, die vom Reichspräsidenten Hindenburg unterschrieben war. Außerdem bekam ich einen Fotoapparat. Na, das war eine Freude. Rudolph Wittkowski bekam ebenfalls einen. Nun hatten wir ein neues Hobby.

1929 oder 1930 brannte es in der Pusstengasse. Es war morgens gegen 10 Uhr. Ich war in der Schule, und die war auf der anderen Seite der Pusstengasse. Es brannte das Haus von Sobania. Es war eine große alte Bude.

1931 heiratete meine Schwester Friedrich Bulk und zog nach Gross-Marchwitzl. Wieder war eine vollwertige Arbeitskraft weg. Im März 1932 wurde ich konfirmiert. Es war ein regnerischer kalter Tag. Wir fuhren mit dem Landauer nach Hönigern in die Kirche. Im gleichen Jahr

beendete ich meine Schulzeit. An eine Lehre war nicht zu denken, da ich auf der Wirtschaft dringend gebraucht wurde. Meine Schwester Elisabeth weg, 2 Brüder tot, Richard wurde später zum Arbeitsdienst eingezogen und anschließend zum Militär, Fritz arbeitete oft in der Fremde. Das waren harte Jahre.

Trotz aller Arbeit hatten wir auch unseren Spaß. Z.B. trafen sich bei uns im Hause etliche junge Leute. Es wurde gesungen und Hausmusik gespielt. Es waren u. a. der Nechtschel Kurt, der Heinrich Gotthard, der Thomas Helmut und ich. Helmut, mein Cousin, spielte hervorragend Geige.

1935 war plötzlich Schluss mit der ganzen Herrlichkeit. Es wurde meinem Bruder Fritz Geld gestohlen, das er für seine Hochzeit gespart hatte. Trotz allem wurde im November geheiratet. Meine neue Schwägerin war eine gut aussehende, kräftige 23jährige Bäuerin aus der Schäfergasse, Emilie Kellert (Wittkowski). Unsere Mutter war froh, Fritz endlich unter der Haube zu haben. Er wollte Geld verdienen, und so zog er wieder in die Fremde. Zu Hause waren wir 3 Frauen und hielten die Wirtschaft im Gange. 1936 gebar Emilie ihren ersten Sohn. Mein Bruder Fritz kam daraufhin aus der Fremde zurück. Nun merkte ich, irgendwie bist du über. Die Erkenntnis war bitter.

Ende 1936 besuchte ich in Namslau einen Kurs für Hauswirtschaft und Landwirtschaft. Um nicht zum Arbeitsdienst oder in die Munitionsfabrik nach Nassadel zu müssen, ging ich im Frühjahr 1937 in Stellung. Mich verschlug es zu einer Arztfamilie ins Gebirge. Der Mann war ein feiner Kerl, aber die Frau war ein Krachhudel und die Tochter eine richtige Hundskanaille. Solche Spinnocken, das war nichts für mich. Am 1.9.1937 packte ich kurz entschlossen meinen Reisekorb, ging zum Bahnhof, und weg war ich. Abends war ich wieder bei Müttern, ich wurde gleich wieder voll eingespannt. Trotzdem musste

ich wieder etwas unternehmen. Im Nachbarort Hönigern hatte der Pastor Hartnik die Bude voll Blagen. Dort bewarb ich mich für die Hauswirtschaft und fing am 1.11.1937 mit der Arbeit an. Somit war ich nah bei Muttern und brauchte nicht in die Fremde. Es war viel Arbeit für wenig Lohn. Ich trat dem BDM bei und bekam einen Posten. Wir waren mit ganzem Herzen bei der Sache, und der Führer hatte mein vollstes Vertrauen. Meine Brüder waren auch überzeugt. Unsere Mutter war gegen die Sache, und am Ende behielt sie Recht. Warum wir so töricht waren, habe ich mich oft gefragt. Von der Anfangseuphorie war bald nichts mehr zu merken. Der Krieg kam näher und näher. Ein Tag, bevor die Flucht losging, fuhr ich nach Hause, um mir noch etliche Sachen zu holen. Mutter sagte zu mir: „Friedel nimm dir deine Fotoalben mit“. Ich lachte sie aus und antwortete: „In einigen Tagen sind wir wieder heim, der Russe wird in Schlesien verbluten“. Wie es die nächsten Monate weiterging, (st im Flüchtlbericht „Von Hönigern bis Untertattenbach, vom 20.1.1945 -31.3.1945“ geschildert.

Vom ersten bis zum letzten Tag war ich für die Familie Hartnik da. In Untertattenbach (Bayern) wurden wir gemeinsam bei einem Bauern einquartiert. Da ließe sich auch viel drüber erzählen. Von dort schrieb ich zu meinem Bruder Fritz, der noch um den Endsieg kämpfte und von der Wunderwaffe träumte. So wusste er, wo ich mich befand. Nach der Gefangenschaft ließ er sich nach Untertattenbach entlassen. Nun dauerte es nicht mehr lange und wir bekamen Nachricht von unserer Mutter. Sie, Emilie und die Kinder waren in der Ostzone ebenfalls beim Bauern untergekommen. Meine Schwester meldete sich auch. Sie hatte auf der Flucht ihre beiden Töchter verloren. Sie sind im Sudetengau beerdigt. Später kam sie mit ihren Söhnen nach Bayern. Meine Mutter kam aus der Ostzone auch zu uns. Mein Bruder Fritz ging in

die Zone zu seiner Familie und blieb dort. Mein Bruder Richard ließ sich in Niedersachsen nieder. So hatten wir uns alle wieder gefunden. Nachdem ich mit der Familie Hartnik ein Jahr in Passau war, bekam ich eine Anstellung beim Grafen von Pappenheim in Pappenheim. Dort arbeitete ich, bis ich in Rente ging. Spät heiratete ich meinen lieben Wilhelm. Bis er starb, verlebten wir schöne Jahre. Oft denke ich noch an meine verlorene schlesische Heimat zurück. Dies kann nur jemand verstehen, der auch seine Heimat verloren hat.

Von Elfriede Thomas

Aus dem Leben der Christiane Thomas

Erzählenswert ist eine kleine Geschichte über meine Oma Christiane Thomas geb. Neumann. Sie wurde in einer Mischehe evang./ kath. 1847 in Eckersdorf/ Hammer geb. Ihre Eltern einigten sich in ihrer Ehe darauf, ihre Mädchen werden katholisch- und die Jungs evangelisch getauft. Genauso wollten es Christiane und ihr Mann Schuhmachermeister Gottlieb Thomas tun. Sie kauften sich in Schwirz ein Häusel. Gottlieb richtete sich eine Werkstatt ein und es konnte los gehen mit der Arbeit und dem Kinderkriegen, beides klappte wunderbar. Regelmäßig gingen beide zum Gottesdienst. Oma nach Städtel, da es in Schwirz zu dieser Zeit keine katholische Kirche gab und Opa ging nach Hönigern. Nun geschah es, ein Kind nach dem anderen wurde geboren, aber alles Jungs. Es wurde im Dorf schon über sie gepöbeln und gelästert. Oma blieb gelassen, sie erwiderte immer, egal ob Junge oder Mädels, die Hauptsache es ist alles dran und im Kopf sind sie gesund.

Eines Tages, mittlerweile war der sechste Sohn geboren, tippelte sie wieder nach Städtel zum Gottesdienst, sie

traute ihren Augen nicht, auf ihrem Stammplatz, in der Kirche, hatte es sich eine andere Frau bequem gemacht, obwohl genügend leere Plätze vorhanden waren. Aus Gnatz blieb sie den ganzen Gottesdienst über stehen. Beim Verlassen der Kirche wurde es haarig, ein Wort gab das andere und zum Ende wurde sie beschimpft, sie setze nur Lutheroken in die Welt. Man hatte sie damit so gekränkt, das sie von diesem Tage an mit ihrem lieben Gottlieb nach Hönigern in die evang. Kirche ging. Wie konnte es anders sein, das nächste Kind wurde geboren und zu aller Überraschung ein Mädchen. Oma Christiane hatte die Kränkungen noch nicht überwunden und um ihren Widersachern die Harke zu zeigen wurde die kleine Martha evangelisch getauft und so wurde die ganze Thomassippe evangelisch. 1881 verunglückte ihr Mann tödlich. Der älteste Sohn war 13 Jahre. Die Kinder bekamen einen Vormund. Zu dieser Zeit war es noch so, daß der Pastor und der Lehrer zu den Feiertagen oder zum Geburtstag Zuwendungen von den Leuten bekamen. Manch ein Bauernschinken sorgte für bessere Zensuren. Oma konnte nichts entbehren, der Dank ließ nicht lange auf sich warten. Die Jungs bekamen vom Lehrer regelmäßig Prügel. Oma wurde langsam grantig und wieder kamen die Jungs nach Hause geplärrt. Oma pumpte sich voll Wut und stürmte in die Schule, erwischte den Lehrer und zerrte ihm unter großem Gekeife am Barte. Ob man es glaubt oder nicht, die Jungs wurden nicht mehr geprügelt. Sie war eine starke couragierte Frau, doch auch sie schwächelte einmal. Es kam ein fahrender Händler des Weges, er besäuselte und bezirpte sie so arg, dass sie kurzzeitig ganz wirr wurde. Neun Monate später, 1888 wurde Henriette geboren. Der Händler wurde nie mehr gesehen. Der Vormund sagte nach Jahren, vor dieser Frau ziehe ich den Hut. Trotz dieser erbärmlichen Armut erzog sie alle acht Kinder zu anständigen fleißigen Menschen.

Robert hatte einen gut gehenden Bauernhof und 10 Kinder, in Jakobsdorf, Fritz war Tischlermeister in Schwirz, Ernst (mein Vater) war Maurerpolier bei Tarteyster in Namslau, August lernte in der Stellmacherei Trettau in Bankwitz, heiratete die Tochter seines Chefs und ließ sich in Breslau nieder. Heinrich zog nach Berlin, Karl kam nach Breslau ins Internat und bekam dort eine kaufmännische Ausbildung. Er wurde dafür auserkoren, da er so klug war. Oma brauchte nichts zu zahlen. Die Geschichte meiner Oma wurde immer wieder bei Familientreffen erzählt.

Elfriede Thomas



***** Treffen Nord in Hamburg *****

Das nächste Treffen findet am

Mittwoch, den 28. September 2011, ab 14.00 Uhr
statt.

Treffpunkt ist das Restaurant Paulaner , Kirchenallee
45, gegenüber dem Hamburger Bahnhof.

Anmeldung bis 24. September bei Brigitte Wuttke,
Tel.040/6419564



**Treffen der Heimatgruppe Oels - Groß Wartenberg -
Namslau**

Nächste Treffen: 17. September 2011, 08. Oktober 2011,
jeweils 15.00 Hotel „Albrechtshof“, Albrechtstraße 8 in
10117 Berlin - nahe Bahnhof Friedrichstraße



Als neues Mitglied begrüßen wir:

Herr Wolfgang Golibrzuch, Heimatort: Hennersdorf(Vater)

Aus Briefen an die Redaktion:

1.

„ ... In den ersten Tagen des Januar 1945 wurde ich zum Reichsarbeitsdienst (RAD) nach Namslau eingezogen. Nach meiner Erinnerung erreichten wir das Lager vermutlich in der Nähe von Namslau. Auf einer guten Straße wurde links abgebogen und dann nach kurzer Strecke ging es in das Lager, welches in einem Wald lag. Das ganze Areal muß sehr groß gewesen sein, in den wenigen Tagen bis zum Rückmarsch war es nicht möglich näheres zu erkunden. Bei einem Besuch eines Wehrmachtsarztes im gleiche Gelände war die Entfernung dorthin groß. Nach dem der Russe seinen Angriff wieder begonnen hat, war bei uns etwa Mitte-Ende Januar der Befehl zum Rückzug gegeben. Jeder bekam 3 Pferde zur Betreuung und Marschbegleitung mit. Dabei habe ich in Erinnerung, dass das Dorf ein Straßendorf (sehr lang) gewesen sein muß. Unsere Marschbegleitung haben wir in Brieg abgegeben. Dann ging es mit den letzten Zug nach Westen, es war uns verboten private Personen mitzunehmen. „

Anfrage der Redaktion:

Wer kann Näheres zu obigen Angaben machen? Um welches Lager handelte es sich?

2.

„ ... ich habe die Erzählung der Frau Thöne „Der Alte Grimke“ aus Hönigern Kreis Namslau sehr bewegt gelesen. Meine Mutter war eine geb. Grimke, deren Vater stammte aus Fürsten Ellguth, Vorfahren von ihm kamen aus Minkowsky/ Hönigern Kreis Namslau, aus diesem Grunde würde ich gerne, wenn möglich mit Frau Thöne Kontakt aufnehmen. Vielleicht wäre ihr möglich, mir mehr zu ihrer Erinnerung an die Familie Grimke zu erzählen.

Ich könnte auf diese Weise vielleicht endlich mehr über die Familie meines Opas erfahren.

Das wenige, was ich bisher aus Dokumenten und Nachforschungen erfahren habe, gibt mir sehr viele Rätsel auf. Direkte Verwandte, von denen ich etwas erfahren könnte, leben alle nicht mehr.

Ich wüßte zu gerne in welcher Zeit der besagte ALTE Grimke lebte, bzw. wann der beschriebene Brand gewesen war, bei dem die Mutter des Herrn Grimke umkam!

Es könnte sich hier um einen Bruder meines Opas Robert Grimke handeln, der 1882 in Fürsten Ellguth geboren wurde.

Da der Familienname Grimke doch sehr selten ist, auch in Schlesien, gehe ich davon aus, dass es sich bei der besagten Person „Dem Alten Grimke, ein Verwandter, wenn nicht sogar ein Bruder meines Opas handelt, zumal diese Geschichte auch noch in Hönigern passierte.

Durch die Erzählung meiner verstorbenen Tante, Tochter von Robert Grimke, ist mir bekannt, dass mein Großvater noch 5 Geschwister gehabt haben muß.

1 Bruder habe ich gefunden, der ab ca. 1900 in Breslau lebte.

Hier möchte ich auch erwähnen, dass die Familiennamen Lipski/Lipske , Krexa u. Mehrländer, Märlander bzw. Marländer vom mir gesucht werden, alle im Raum Namslau/Minkowsky/Hönigern.

Für Ihre Unterstützung und Hilfe danke ich Ihnen u. verbleibe

Jutta Richter-Spitzmüller, 76456 Kuppenheim,
Hauptstrasse 81, Tel. 07225/3818 „

Wenn Sie Frau Richter-Spitzmüller helfen können, bitte nehmen Sie direkt mit ihr Kontakt auf!